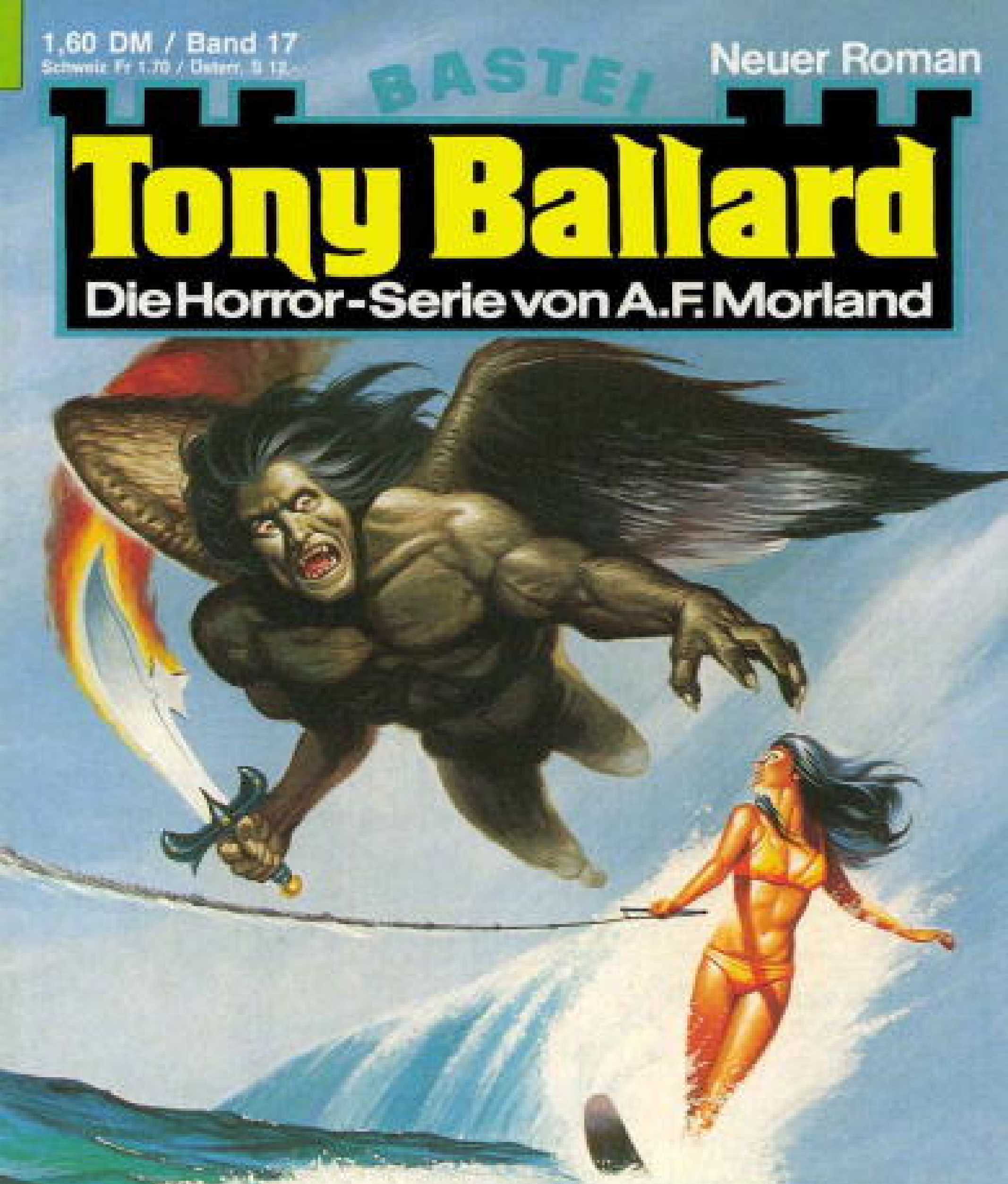


Das Höllenschwert



Das Höllenschwert

Tony Ballard Nr. 17

von A.F.Morland

erschienen am 13.05.1983

Ammorgh, der Geierdämon, stand auf den Zinnen seiner schottischen Burg und starrte mit unverhohlener Gier auf den See hinunter, dessen Name Loch Dombar war.

Ein Boot jagte über die dunklen Fluten, und in seinem Schlepptau fuhr ein Mädchen auf Wasserskiern. Bildschön war sie, und blutjung. Und der Dämon wollte sie haben…

Das Mädchen trug eine knallgelbe Schwimmweste und einen verflixt knappen Tanga. Ihr langes blondes Haar wehte wie eine Fahne im Wind. Kate Gregory hieß sie, und sie war schon lange nicht mehr so fröhlich gewesen. Ihr hübsches Gesicht strahlte, während hinter ihr Wasserfontänen hochschossen.

Kate fuhr Wasserski. Geschmeidig, elegant. Sie beherrschte diesen Sport hervorragend. Man sah ihr nicht an, daß sie genügend Kraft dafür hatte. Sie wirkte eher zart, schutzbedürftig und sehr, sehr weiblich.

Sie ist ein Prachtmädchen, dachte Hollis Waxman, ihr Onkel.

Kate war zwanzig, er vierzig Jahre alt. Der Altersunterschied hätte ihn nicht gestört. Das Hindernis war das verwandtschaftliche Verhältnis.

Mist, daß er mit Kate auch verwandt sein mußte. Hätte es nicht genügt, wenn er mit ihren Eltern befreundet gewesen wäre? Mußte er unbedingt der Bruder von Kates Mutter sein?

Die Gregorys lebten seit zehn Jahren in den USA. Sie waren mit Kate ausgewandert, um sich in Pittsburgh eine neue Existenz aufzubauen, und heute gehörten die Gregorys zu den oberen Zehntausend. Carl Gregory hatte es geschafft. Der Weg nach oben war für ihn zwar steinig gewesen, aber er hatte sich im Management der Stahlhütte von Pittsburgh mit eiserner Härte und unbeugsamer Zähigkeit hochgebissen.

Jetzt gab es keine wichtige Party mehr, zu der die Gregorys nicht eingeladen wurden, denn niemand konnte es sich erlauben, Carl Gregory zu verärgern. Auf einer dieser Parties, die Carl Gregory stets mit Familie besuchte, um niemals ins Gerade zu kommen, hatte Kate einen ehrgeizigen jungen Mann kennen- und lieben gelernt.

Er war ihr erster richtiger Freund gewesen. Nichts Oberflächliches. Sie hatte die Sache sehr ernst genommen. Aber er nicht. Es stellte sich heraus, daß er ein Luftikus war, ein Windhund, der hinter jedem Weiberrock herjagte. Er wollte Kate nur als Sprosse für seine Karriereleiter haben. Als Sprungbrett, um rascher nach oben zu kommen.

Als ihr das klar wurde, kam es zwischen ihm und ihr zu einem heftigen Streit. Er beleidigte sie in seinem Zorn, und sie versetzte ihm eine schallende Ohrfeige, die das Ende dieser einseitigen romantischen Beziehung besiegelte. Danach hielt es Kate in Pittsburgh nicht mehr

aus. Sie drohte gemütskrank zu werden.

Kay, ihre Mutter, machte sich ernsthaft Sorgen um sie. Sie wußte, daß ihre Tochter zum erstenmal schweren Liebeskummer hatte, und wollte helfen.

»Ich habe eine Idee«, sagte sie eines Tages zu Kate. »Du fühlst dich in Pittsburgh nicht mehr wohl seit dieser Sache. Warum fährst du nicht für eine Weile weg?«

»Wohin denn?« hatte Kate gefragt.

»Wie wär's mit Schottland, in unsere alte Heimat.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Wenn du möchtest, rufe ich meinen Bruder, deinen Onkel Hollis, an. Er würde sich bestimmt sehr freuen, dich wiederzusehen.«

Kate war damit einverstanden, und Kay rief Hollis Waxman in Tamcout an, einem kleinen Dorf in den Grampian Mountains, am idyllischen Loch Dombar gelegen.

Waxman rastete vor Freude beinahe aus, als er hörte, daß seine Nichte zu ihm kommen wollte, und er stellte überschwenglich ein Programm zusammen, das keine Langeweile aufkommen ließ. Kate sollte keine Zeit haben, auch nur eine Minute an diesen Taugenichts zu denken. Waxman war sicher, daß sie den Burschen bei ihm vergessen würde. Sie würde ihren Liebeskummer abstreifen wie die Schlange ihre alte Haut.

Er drehte sich um und blickte zurück. Kate ließ den breiten Holzgriff los, fuhr einhändig und winkte ihm übermütig. Sie ist wirklich ein Prachtmädchen, dachte Hollis Waxman. Wie konnte dieser Idiot das bloß übersehen? Dachte er, noch etwas Besseres finden zu können? Das ist unmöglich. Kate Gregory gehört zur absoluten Spitze. Mann, wenn ich nicht ihr Onkel wäre…

Er winkte zurück.

Sie ritt über die Bugwellen, schnitt sie mit federnden Knien durch, legte sich in die Kurve und zog eine dünne Wasserwand hoch. Es war eine Freude und ein Vergnügen, ihr zuzusehen.

Waxman, selbst begeisterter Wassersportler, mußte zugeben, daß er seiner Nichte nichts mehr beibringen konnte. Manches konnte sie sogar besser als er. Gelenkig drehte sie sich um und raste verkehrt über die Wasseroberfläche. Sie verdiente die Note eins in dieser Disziplin.

Scharf schnitt der Bug des Motorboots durch die dunklen Fluten des Sees. Loch Dombar war eingebettet zwischen zum Teil recht karstigen Felsen. Ab und zu reichte ein Waldstreifen bis zum Wasser herunter.

Waxman blickte nach vorn. Am Nordufer war ein kleines Dorf zu sehen. Nur ein paar alte Häuser: Morglanssie.

In Tamcout, wo Waxman ein schönes Sommerhaus besaß, hielt sich ein hartnäckiges Gerücht.

Morglanssie sei verflucht, hieß es. Das sagte man schon lange, ohne daß es dafür irgendeinen Beweis gab. Niemand wußte, wer es zum erstenmal behauptet hatte.

Morglanssie ist verflucht, besser, man geht da nicht hin – und damit basta! Dabei war Morglanssie ein verträumter hübscher Ort. Jedenfalls sah er von weitem so aus. Keinem Bewohner von Tamcout wäre es in den Sinn gekommen, sich jemals nach Morglanssie zu begeben. Man hatte Angst vor den alten Geschichten und Legenden.

Egal, wie sie entstanden waren, es mußte dafür einen triftigen Grund geben.

In Morglanssie wohnen Menschenfresser – hieß es zum Beispiel.

Oder: Die Leute von Morglanssie sind verhext. Sie dienen dem Bösen. Sie stehen im Bann der schwarzen Macht. Sie werden von einem Schattenwesen beherrscht, müssen seinen Befehlen gehorchen.

Morglanssie ist eine Menschenfalle. Auch das behauptete man.

Wenn ein Fremder seinen Fuß in dieses Dorf setzt, kann es sehr leicht passieren, daß man ihn nie wiedersieht.

Wenn man den unheimlichen Meldungen glauben durfte, verschwanden laufend Menschen aus diesem Dorf.

Sie wurden angeblich jenem grausamen Schattenwesen geopfert, das in dem Schloß wohnte, das Morglanssie hoch überragte. Wie eine düstere Drohung wirkte es, stand auf einem mächtigen schwarzen Felsen und wurde Blackrock Hall genannt.

Dort oben sollte ein Ungeheuer hausen.

Die Gerüchte, die nicht verstummen wollten, sprachen von einem Dämon namens Ammorgh. In letzter Zeit sollte seine Gier nach Menschenfleisch besonders groß geworden sein, deshalb war es nicht ratsam, in Morglanssie an Land zu gehen oder zu nahe an Blackrock Hall vorbeizufahren.

Doch Hollis Waxman tat es.

Er weigerte sich, an diese Schauermärchen zu glauben. In dieser unberührten Gegend regierte noch sehr stark der Aberglaube. Man hatte Angst vor Hexen und Zauberern. Nachts fürchtete man, dem Teufel zu begegnen und verließ deshalb sein Haus nur, wenn es unbedingt nötig war. Da mußte schon ein Kind sehr krank sein oder ein alter Mensch im Sterben liegen…

Als Hollis Waxman sich entschloß, in Tamcout ein Sommerhaus zu bauen, begegneten ihm die Leute im Dorf mit großem Mißtrauen. Es dauerte lange, bis sie ihn halbwegs akzeptierten, doch selbst heute sprachen sie mit ihm noch nicht über alles. Es gab Dinge, die hielten sie einfach von ihm fern, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß er dafür das gleiche Verständnis aufbrachte wie einer, der in ihrem Dorf aufgewachsen und über dessen Grenzen kaum mal hinausgekommen war.

Waxman war ein erfolgreicher Anlageberater. Er unterhielt zwei Büros. Eines in Glasgow und eines in London. Da er äußerst tüchtige Leute beschäftigte, war es ihm möglich, die Sommermonate in Tamcout zu verbringen. Er betreute nur noch die ganz großen Klienten persönlich. Mit einigen von ihnen war er befreundet. Ab und zu wohnte einer dieser Leute sogar bei ihm.

Waxman war frei und unabhängig. Junggeselle – natürlich bei seinem Einkommen sehr begehrt. Und er genoß das Leben in vollen Zügen.

Wieder drehte er sich um. Kate fegte pfeilschnell über das Wasser. Ihrem Onkel lachte das Herz.

Doch dieses Herz blieb ihm im nächsten Augenblick beinahe stehen, denn er gewahrte etwas Großes, Schwarzes hinter Kate!

***

Hollis Waxman hatte das Gefühl, Eiswasser würde durch seine Adern fließen. Er begriff sofort: Kate war in Gefahr!

Er wollte sie warnen. Sein Blick war verstört, die Züge in Panik verzerrt. Kate war immer noch heiter und vergnügt. Natürlich, sie konnte ja nicht sehen, was hinter ihr aufgetaucht war. Aber sie hätte an den Zügen ihres Onkels erkennen müssen, daß ihr große Gefahr drohte.

»Vorsicht, Kate!« schrie Waxman in das Brüllen des Motors hinein. Er gestikulierte wild, doch das Mädchen verstand ihn nicht.

»Hinter dir!« schrie Waxman.

Kate sah und hörte anscheinend nichts.

»Laß den Griff los!« brüllte Hollis Waxman. »Ins Wasser! Schnell! Du mußt untertauchen!« Mit rudernden Handbewegungen versuchte sich Waxman verständlich zu machen, doch die Katastrophe schien nicht mehr abzuwenden zu sein.

Waxman verlor fast den Verstand. Zu Hause lag ein Revolver in der Kommode. Wenn er geahnt hätte, daß es zu einem solchen Angriff kommen würde, hätte er die Waffe mitgenommen. Aber nein, was dachte er denn da? Er wäre mit dem Boot überhaupt nicht losgefahren, wenn er Kenntnis davon gehabt hätte, was ihnen bevorstand.

Dieses verdammte schwarze Ungeheuer…

Waxman hatte es nicht kommen sehen. Es war auf einmal dagewesen. Aber es konnte nur von Blackrock Hall heruntergekommen sein.

War doch etwas an den vielen unheimlichen Geschichten dran, die man sich von dem Schloß und seinem Besitzer erzählte?

Jetzt, wo die Katastrophe schon beinahe perfekt war, glaubte Hollis Waxman daran, und er schalt sich im Geist einen Idioten, weil er die

Erzählungen nicht ernst genommen hatte. Das sollte sich nun furchtbar rächen.

Der Schatten von Blackrock Hall fiel auf den dunklen See, und in diesem unheilvollen Schatten passierte es…

Groß, mächtig und schwarz war das Ungeheuer, das hinter dem ahnungslosen blonden Mädchen aufgetaucht war. Es handelte sich um einen riesigen Geier mit gewaltigen Schwingen, mit denen er kraftvoll die Luft peitschte. Sein grausamer, gieriger Blick war auf die Wasserskifahrerin geheftet.

Das fliegende Monstrum streckte dem Mädchen seine langen gelben Fänge entgegen. Gleich würde es zupacken.

»Neiiin!« schrie Waxman verzweifelt.

Endlich begriff Kate Gregory, daß etwas nicht in Ordnung war.

Hinter ihr mußte sich etwas befinden, das Onkel Hollis so sehr entsetzte. Sie wandte den Kopf – und im selben Moment drohte sie der Schlag zu treffen. Wie ein schwarzer Stein fiel der gefährliche Raubvogel vom Himmel. Kate sah die scharfen, gebogenen Krallen, die ihr entgegensausten. Sie ließ vor Schreck den Holzgriff des Schleppseils los.

Viel früher hätte sie das schon tun sollen.

Jetzt war es zu spät.

Sie glitt noch einige Meter über die Wasseroberfläche. Dann erwischte der schwarze Höllengeier sie. Hart packte er zu. Weit spannten sich seine Flügel aus. Mit kräftigen Schlägen zog er hoch.

Kate kreischte wie von Sinnen.

Hollis Waxmans Kehle war wie zugeschnürt. Das gefiederte schwarze Untier stieg hoch und höher. Kate zuckte und zappelte.

Die Skier rutschten von ihren Füßen und fielen in den See, während der riesige Raubvogel auf den schwarzen Felsen zuflog, auf dem Blackrock Hall stand, und wenige Augenblicke später dahinter verschwand.

Waxman hatte Mühe, Ordnung in sein Gehirn zu bringen.

Die Hölle hatte hier zugeschlagen. Dieser mächtige Raubvogel war ein eindeutiger Beweis dafür, daß schwarze Kräfte im Spiel waren. So große Geier gab es normalerweise nicht. Dieses Tier mußte von satanischen Kräften aufgepumpt worden sein.

Die Geschichten stimmten also. Es lebte ein Ungeheuer auf Blackrock Hall – und es hatte sich Kate Gregory geholt!

***

Großer Gott – was tun?

Was passierte nun mit Kate? Was hatte Ammorgh mit ihr vor?

Würde er sie töten? Bestimmt würde er das tun. Hollis Waxman schauderte bei diesem Gedanken, und sein Herz krampfte sich

zusammen. Nein, Kate durfte nicht sterben. Ammorgh durfte dem Mädchen nicht das Leben nehmen. Waxmans Hemd war unter den Achseln schweißnaß. So ratlos wie in diesen schrecklichen Minuten war er noch nie gewesen.

Er bangte furchtbar um Kates Leben. Sollte er Blackrock Hall aufsuchen und um Kate kämpfen? Mit bloßen Händen – gegen einen gefährlichen Dämon?

Sein Boot raste auf Morglanssie zu. Er mußte telefonieren. Er brauchte Hilfe. Allein würde er Kate nicht retten können. Tamcout befand sich am anderen Ende von Loch Dombar. Es war zu weit bis nach Hause, deshalb wollte Hollis Waxman die Gefahr auf sich nehmen und hier an Land gehen, obwohl dies kein Bewohner von Tamcout je getan hätte.

Aber vielleicht stimmte wenigstens das nicht. Vielleicht standen die Leute von Morglanssie nicht wirklich unter Ammorghs bösem Einfluß.

Waxman mußte dieses Risiko eingehen. Es war keine Zeit zu verlieren. Jede Minute war kostbar. Es ging immerhin um Kate Gregorys Leben.

Waxman fuhr auf einen morschen Bootssteg zu. Morglanssie, diese kleine Ansammlung von Häusern, wirkte wie ausgestorben.

Kein Mensch war zu sehen. Waxman hatte den Eindruck, ein Geisterdorf vor sich zu haben. Er erreichte den verwitterten Steg, stellte den Motor ab, nahm die Leine auf, fing den Restschwung des Bootes mit dem rechten Bein ab, indem er den Fuß gegen das faserige Holz stemmte, schlang die Leine mehrmals um einen mit Moos bewachsenen Pfahl und sprang auf die Bohlen hinüber.

An einem der Fenster bewegte sich ein Vorhang. Das bleiche Oval eines Gesichts war zu sehen. Argwohn im Blick. Der Vorhang schloß sich sofort wieder. Auch in Tamcout waren die Menschen sonderbar. Hier aber, in Morglanssie, waren sie es noch viel mehr.

Da mußte man ja auf die Idee kommen, daß mit diesen Leuten irgend etwas nicht stimmte.

Waxman rannte an einigen Häusern vorbei. Er erreichte den Dorfplatz.

Menschenleer.

An einer schmiedeeisernen Stange hing ein Schild. LOCH DOMBAR INN. Ein uraltes, schäbiges Gasthaus. Ohne lange zu überlegen, stürmte Hollis Waxman da hinein, und endlich stand er einem Bewohner von Morglanssie von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Hager, blaß, verängstigt wirkte der Mann. Es mußte der Wirt sein. Waxman wollte ihn fragen, wo das Telefon war. Die Frage erübrigte sich dann aber. Waxman entdeckte die Zelle gleich links. Er schloß sich darin ein. Der Wirt hinter dem Spülbecken regte sich nicht. Wie eine Schaufensterpuppe stand er da. Ob er überhaupt zu einer

Reaktion fähig war?

Waxman kramte aufgeregt in seinen Taschen herum. Er suchte Kleingeld, Münzen, mit denen er den Automaten füttern konnte.

Das Gespräch sollte über eine weite Strecke gehen. Von hier nach London. Waxman warf alles ein, was er fand. Dann wählte er die Londoner Nummer.

Als er sich umwandte, war der Wirt verschwunden. Er konnte sich also doch bewegen.

Nervös wartete Hollis Waxman. Endlich kam die Verbindung zustande. Die Verständigung war nicht besonders gut.

»Geben Sie mir Mr. Peckinpah. Hier ist Hollis Waxman. Es ist ungemein dringend!«

Der Anlageberater mußte einen Augenblick warten. Dann vernahm er Tucker Peckinpahs Stimme: »Hallo, Mr. Waxman. Wie geht's? Rufen Sie aus Tamcout an?«

»Nein, aus Morglanssie. Das ist auf der anderen Seite von Loch Dombar.«

»Muß eine traumhaft schöne Gegend sein. Ich wollte Sie da schon lange mal besuchen, aber ich kann die Zeit dafür einfach nicht erübrigen.« Der reiche Industrielle seufzte geplagt. »Geschäfte. Immer Geschäfte.«

Eigentlich war der sechzigjährige Peckinpah schon so reich, daß er seine Hände schon lange in den Schoß legen und die Früchte seiner Arbeit genießen hätte können. Aber das hätte ihm nicht gefallen. Er brauchte den Trubel der Geschäftswelt, die Hektik, die Spannung. Er war viel unterwegs, und sein Geld steckte auf der ganzen Welt in gewinnträchtigen Unternehmen. Es war nicht übertrieben, wenn man behauptete, daß er in jeder Minute reicher wurde. Was er anpackte, wurde zu einem Erfolg. Er hatte eine gute Nase für lukrative Geschäfte und verfügte über das nötige Fingerspitzengefühl bei gewinnbringenden Abschlüssen.

»Hören Sie, Peckinpah, es ist etwas Entsetzliches passiert!« platzte es aus Waxman heraus.

»Meine Güte, was denn?«

»Meine Nichte kam aus den USA herüber, um ein paar Wochen bei mir in Tamcout zu wohnen. Kate Gregory ist ihr Name. Wir fuhren auf dem See, ich in meinem Motorboot, sie hintendran auf Wasserskiern… Da … da stürzte sich plötzlich ein Ungeheuer auf sie …«

»Ein Ungeheuer? Etwa so eine Seeschlange?«

»Nein, ein Geier war es. So einen riesigen Vogel habe ich noch nie gesehen. Er ist ein fliegendes Monstrum. Es muß sich um einen Dämon handeln.«

»Ich verstehe. Was hat er mit Kate Gregory gemacht?«

»Er packte sie und riß sie mit sich in die Lüfte. Es gibt hier ein

Schloß, Mr. Peckinpah: Blackrock Hall. In ihm wohnt Ammorgh…«
»Der Dämon?«
»So erzählt man sich. Die Menschen in Tamcout haben schreckliche Angst vor Blackrock Hall. Sie hätten aber auch nie den Mut, ihren Fuß auf den Boden von Morglanssie zu setzen.«
»Warum denn das nicht?«
»Weil die Leute von Morglanssie angeblich mit Ammorgh unter einer Decke stecken.«
»Mein Gott, dann sind ja auch Sie in Gefahr, Waxman!«
»Das ist mir egal, Peckinpah. Ich brauche dringend Hilfe. Ich muß meine Nichte wiederhaben. Allein kann ich sie dem dä- monischen Schloßherrn aber wohl kaum abjagen, deshalb wende ich mich an Sie. Sie arbeiten doch mit diesem Dämonenjäger zusammen…«
»Mit Tony Ballard, ja. Wir sind Partner«, bestätigte Tucker Peckinpah.
»Schicken Sie ihn sofort hierher. Er muß mir helfen, Kate aus den Klauen dieses Höllengeiers zu befreien!«
»Tja, Waxman…« sagte Peckinpah gedehnt.
»Verdammt, es eilt!«
»Das glaube ich Ihnen gern, aber es gibt da ein Problem, Mr. Waxman.«
»Um Himmels Willen, ich kann kein zusätzliches Problem gebrauchen, Mr. Peckinpah!« stöhnte Hollis Waxman.
»Tony Ballard befindet sich zur Zeit nicht in London.«
»Herrje, wo ist er denn?«
»In Deutschland. Gelsenkirchen.«
Für Waxman brach eine Welt zusammen. Erschüttert sagte er:
»Dann ist Kate verloren.«
»Lassen Sie den Kopf nicht hängen«, redete ihm Tucker Peckinpah zu. »Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.«

***

Sechzig Jahre, rundlich, vital, immer die Zigarre im Mund, das war Tucker Peckinpah. Sein Haupthaar war stark gelichtet. Er gab eine nette Vaterfigur ab. Doch er konnte nicht nur freundlich und umgänglich sein. Wenn es erforderlich war, konnte er auch hart und energisch durchgreifen. Seine seltenen – dafür aber umso wirksameren – Wutausbrüche waren allerorts gefürchtet.
Er legte den Telefonhörer in die Gabel. Ganz kurz schweiften seine Gedanken ab. Er war mal glücklich verheiratet gewesen. Mit Rosalind. Wie lange war das nun schon wieder her. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor.
Sie wollten damals Urlaub an der Costa Brava machen – an der wilden Küste Spaniens. Wie so oft, hatten Peckinpah dringende

Geschäfte zurückgehalten, und so hatte er seiner Frau geraten, schon vorauszufliegen.

Sie hatte es getan – und war ein Opfer von Paco Benitez, dem Blutgeier von Castell Montgri, geworden.[1]

Er spürte heute noch ein schmerzhaftes Ziehen in der Brust, wenn er daran dachte. Man sagt, die Zeit heilt alle Wunden. Doch diese Wunde war noch nicht ganz vernarbt.

Tony Ballard hatte damals Kopf und Kragen riskiert, um den Blutgeier zu vernichten. Rosalind hatte er leider nicht retten können.

Nach diesem Abenteuer hatten sich Peckinpah und Ballard zusammengetan.

Peckinpahs Geld und Ballards Mut hatten der schwarzen Macht seither unzählige Niederlagen bereitet, und der reiche Industrielle hoffte, daß diese Erfolgsserie noch lange anhalten würde.

Ein Höllengeier in den schottischen Grampian Mountains.

Er hatte Peckinpahs Gedanken einfach zum Abschweifen bringen müssen. Der schwarze Geier von Blackrock Hall – und der Blutgeier von Castell Montgri. Bittere Erinnerungen riefen diese Parallelen wach.

Der Industrielle nahm seine Zigarre aus dem Mund und drückte auf einen Knopf seiner Sprechanlage. Seine Sekretärin meldete sich sofort. »Ja, Mr. Peckinpah?«

»Ich brauch Tony Ballard. Ganz schnell. Es ist mir egal, wie sie ihn erreichen. Setzen Sie Himmel und Hölle in Bewegung.«

»Okay, Mr. Peckinpah.«

Der Industrielle erhob sich und ging unruhig in seinem großen Büro auf und ab. Das Ballard-Team hatte zur Zeit ein ernstzunehmendes Problem am Hals: Mr. Silver, der Ex-Dämon, hatte seine übernatürlichen Fähigkeiten eingebüßt, als er an der Seite von Tony Ballard gegen Mago, den Schwarzmagier, und dessen Schergen kämpfte.[2]

Es wäre sehr wichtig gewesen, daß Mr. Silver diese außergewöhnlichen Fähigkeiten so rasch wie möglich wiedererlangt hätte, aber das war nicht so einfach.

Angeblich existierte irgendwo zwischen den Welten – in einer Dimensionsfalte – der Tunnel der Kraft. In ihm konnten Dämonen und Ex-Dämonen, die aus irgendeinem Grund ihre übernatürlichen Fähigkeiten verloren hatten, wiedererstarken.

Aber vorher wurde eine brutale Auslese getroffen. Nur die Tapfersten und Mutigsten erreichten ihr Ziel, die anderen blieben auf der Strecke, denn der Weg dorthin war mit vielerlei Gefahren gespickt.

Tucker Peckinpah traute Mr. Silver zu, daß er sich seine Kräfte wiederholte, aber es würde ihm verdammt nicht leicht gemacht werden, das stand fest.

Die Gegensprechanlage summte. Tucker Peckinpah stürzte sich auf den Apparat.

»Ja?«

»Tony Ballard befindet sich auf dem Rückflug nach London, Mr. Peckinpah«, sagte die Sekretärin.

»Großartig. Wann trifft er auf dem Heathrow Airport ein?«

»In einer halben Stunde.«

Peckinpah atmete erleichtert auf.

***

Die Stewardeß, ein dunkelhaariges, glutäugiges Mädchen, lächelte mich freundlich an. »Haben Sie einen Wunsch, Mr. Ballard?«

»Nein, vielen Dank.« Ich hätte mit ihr flirten können. Sie wäre nicht abgeneigt gewesen, doch ich war dafür nicht im Stimmung.

Mir steckte das, was ich in Gelsenkirchen erlebt hatte, noch tief in den Knochen. Ich hatte Freundschaft geschlossen mit einem Frankfurter Kollegen, also einem Privatdetektiv. Rainer Trissenaar hatte er geheißen. Ein Prachtbursche, mit dem ich mich auf Anhieb verstand.

Bisher hatte er immer nur gewöhnliche Verbrecher gejagt, und er wollte einmal dabeisein, wenn es galt, einen Kampf gegen die schwarze Macht auszutragen. Nun, der Zufall bot ihm diese Gelegenheit. Wir kämpften zusammen gegen den gefährlichen Satanswolf, der in Gelsenkirchen Angst und Schrecken verbreitete…

Und Rainer, dieser sympathische Bursche, der mir in so kurzer Zeit ans Herz gewachsen war, überlebte dieses Abenteuer nicht.

Das war ein schmerzhafter Schlag für mich, von dem ich mich lange nicht erholen würde.

Ich blickte aus dem Bullauge. London. Trist und grau. So sah es auch in mir aus.

Das Leben geht weiter, Tony, sagte ich mir. Du hast keine Zeit, zurückzublicken. Du mußt nach vorn sehen und weiterkämpfen.

Immer weiter – bis es dir eines Tages so ergeht wie Rainer Trissenaar…

Verdammt, ich fand alles zum Kotzen. Die schwarze Macht schaffte es immer wieder, mir einen Dämpfer zu geben. Ich sollte nicht übermütig werden. Und ich hatte dazu bei Gott keinen Grund.

Der Jet segelte auf die Landebahn nieder. Ich dachte an Mr. Silver und an seine Freundin Roxane, die verbissen versuchten, den Tunnel der Kraft ausfindig zu machen. Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, die die Fähigkeit besaß, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, sollte sich um Himmels willen vorsehen, denn Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, war nach wie vor scharf auf sie, und wenn er ihr in einer anderen Dimension begegnete, und wir nicht bei

ihr waren, um sie vor ihm zu beschützen… Ich dachte diesen Gedanken lieber nicht zu Ende.

»Auf Wiedersehen, Mr. Ballard«, sagte die Stewardeß, als ich das Flugzeug mit den anderen Passagieren verließ.

Ich hätte ihre Telefonnummer gekriegt, wenn ich sie danach gefragt hätte, aber ich war nicht interessiert. Sie blickte mir enttäuscht nach. Mir, einem Mann, dem das verfluchte Schicksal wieder einmal eine schwere Bürde zu tragen gegeben hatte.

Nachdem ich mir meine Reisetasche geholt hatte und die Zollformalitäten erledigt waren, hörte ich meinen Namen. Er kam aus dem Lautsprecher. »Mr. Tony Ballard, bitte kommen Sie zur Information! Mr. Tony Ballard zum Informationsschalter, bitte!«

Ich begab mich hin. »Ich bin Tony Ballard.«

»Ein Gespräch für Sie, Mr. Ballard«, sagte das hübsche Mädchen und lächelte mich übertrieben freundlich an. Sie wies auf den Hörer.

Ich ergriff ihn. »Ballard.«

»Hatten Sie einen guten Flug, Tony?« fragte mich Tucker Peckinpahs Sekretärin.

»Der Flug war gut, aber die Tage in Gelsenkirchen waren mies«, brummte ich.

»Das tut mir leid.«

»Woher wußten Sie, daß ich in dieser Maschine sitze?«

»Ich rief das Hotel in Gelsenkirchen an, in dem Sie wohnten. Man sagte mir, daß Sie abgereist wären und nannte den Flug, den sie gebucht hatten. Der Rest war eine Kleinigkeit.«

»Wenn Peckinpah Sie mal rausschmeißt, können Sie als Assistentin zu mir kommen«, sagte ich.

»Ich hätte zwar nichts dagegen, für Sie zu arbeiten, aber es wäre mir schon lieber, wenn Mr. Peckinpah mich behalten würde.«

»Ist auch ungefährlicher für Sie«, erwiderte ich.

»Augenblick, ich verbinde Sie mit Mr. Peckinpah.«

Es dauerte nur wenige Sekunden. Dann hörte ich Tucker Peckinpahs laute Stimme: »Tony. Na, wie lief's in Gelsenkirchen?«

»Erinnern Sie mich nicht daran«, brummte ich.

»Hatten Sie keinen Erfolg?«

»Doch, ich schon.«

»Und wer nicht?«

Ich erzählte es ihm, und er sagte wie seine Sekretärin: »Das tut mir leid.«

»Irgendein triftiger Grund, weshalb Sie mich auf dem Flugplatz abfangen, Partner?« wollte ich wissen.

»Kann man wohl sagen. Ich weiß, Sie würden jetzt gern nach Hause fahren und die Beine von sich strecken, aber es ist wichtiger, daß Sie sofort zu mir kommen.«

Wenn er so redete, war es wirklich dringend, deshalb sagte ich: »Bin schon unterwegs.«

»Ich habe Ihnen den Rolls Royce geschickt. Er wartet vor der Ankunftshalle auf Sie.«

»Bei Ihnen ist immer alles bis ins Letzte durchorganisiert, was?«

»So spart man Zeit – und Zeit ist in den meisten Fälle Geld. Diesmal hängt davon auch noch ein Menschenleben ab.«

Als ich das hörte, legte ich den Hörer in die Gabel, nickte dem Informationsmädchen zu und eilte aus der Ankunftshalle. Peckinpahs Chauffeur brachte mich auf dem schnellsten Wege zu seinem Chef.

Zwanzig Minuten nach dem Telefonat saß ich Tucker Peckinpah in dessen holzgetäfeltem Büro gegenüber und verlangte: »Nun erzählen Sie mir, wo es brennt.«

Auf seinem Schreibtisch lag eine Landkarte. »Hier«, sagte er, und sein Finger stieß auf die Grampian Mountains in Schottland nieder.

Schottland. Das erinnerte mich an einen Fall, der etwa ein dreiviertel Jahr zurücklag. Wir hatten es da mit einem gefährlichen Bildhauer namens Abel *Gorgonius* Koczak zu tun gehabt. Gorgonius! Ja, er war ein Gorgone gewesen, ein Schlangenhäuptiger, dessen Anblick Menschen zu Stein erstarren ließ…[3]

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gegenüber schon einmal den Namen Hollis Waxman erwähnt habe«, sagte Tucker Peckinpah.

»Hat er mit Geld zu tun?«

»Er ist Anlageberater.«

»Ich glaube, ich habe den Namen schon mal von Ihnen gehört.«

»Waxman besitzt ein Haus in Tamcout am Loch Dombar. Auf der anderen Seite des Sees liegt Morglanssie… Vielleicht ein verfluchtes Dorf … Kann sein, daß es unter schwarzmagischem Einfluß steht … Waxman rief mich von da an. Etwas Schreckliches ist passiert. Kate Gregory, Waxmans Nichte, kam aus Amerika her- über, um ein paar Wochen bei Waxman zu wohnen. Heute fuhr sie auf dem See Wasserski, und es kam zu einem schwarzen Angriff.«

Peckinpah lieferte mir die Details, soweit sie ihm selbst bekannt waren. Ich konnte mir vorstellen, was Hollis Waxman nun mitmachte. Seelenqualen peinigten ihn. Er fühlte sich für seine Nichte verantwortlich. Außerdem liebte er sie, und es hatte den Anschein als wäre sie bereits verloren.

Ich erfuhr von Blackrock Hall und hörte zum erstenmal den Namen Ammorgh, der auf diesem Schloß herrschte und allem Anschein nach ein Dämon war.

»Diese Geiergeschichte erinnert mich an etwas«, sagte ich, als Tucker Peckinpah geendet hatte.

Der Industrielle nickte ernst. »Mich auch, Tony. Ich war sehr glücklich mit Rosalind. So glücklich war ich nach ihrem tragischen

Tod nie wieder.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Mit allem Geld dieser Welt könnte ich mir dieses Glück nicht zurückkaufen.«

Ich atmete tief aus. »Ja, Geld ist eben doch nicht alles.«

Peckinpah sah mich drängend an. »Sie sollten unverzüglich nach Schottland fliegen und dem Treiben dieses Höllengeiers ein Ende bereiten, Tony.«

»Mach' ich.«

»Ein Hubschrauber steht für Sie bereit.«

»Darf ich mal telefonieren?«

»Selbstverständlich.«

Ich griff nach dem Hörer. »Wenn es möglich wäre, würde ich gern Mr. Silver mitnehmen.«

»Fragt sich, ob er zu Hause ist.«

»Das läßt sich mit einem Anruf leicht herausfinden.« Ich wählte meine Telefonnummer: Paddington 2332.

Am anderen Ende: »Hallo!«

Mr. Silver!

»Hi, Silver«, sagte ich.

»Tony! Bist du wieder in London?«

»Soeben eingetroffen.«

»Kommst du nach Hause?«

»Nein, hör zu, da läuft etwas in Schottland. Ich muß schnellstens hin. Kommst du mit?« Ich berichtete ihm im Telegrammstil, wo ich war und was sich auf Loch Dombar ereignet hatte. Der Ex-Dämon sagte sofort zu und fragte mich, wohin er kommen solle. Ich sagte ihm, wo Peckinpahs Hubschrauber für uns bereitstand, und er versprach, in fünfzehn Minuten da zu sein.

Tucker Peckinpahs Chauffeur fuhr wie die Feuerwehr, als er mich zu dem kleinen Privat-Airport brachte. Als ich da eintraf, stieg Mr. Silver gerade aus meinem weißen Peugeot 504 TI. Er eilte auf mich zu. Wir drückten uns die Hand.

»Ich hab' dir eine Menge zu erzählen, Tony«, sagte der Ex-Dämon.

»Während des Fluges«, sagte ich und wies auf die stählerne Libelle. Wir begrüßten den Piloten, der von Peckinpah bereits seine Anweisungen erhalten hatte.

Kaum saßen wir in der Mühle, da drehte sich bereits der Rotor.

Wir hoben ab, und ich verließ London schon wieder, kaum, daß ich es erreicht hatte. Bevor Mr. Silver mit seinen Neuigkeiten herausrückte, mußte ich ihm berichten, was sich in old Germany abgespielt hatte. Düstere Schatten legten sich über mein Gesicht, als ich von Rainer Trissenaars furchtbarem Ende erzählte.

Dann kam der Hüne mit den Silberhaaren dran, und was er

mitzuteilen hatte erstaunte und überraschte mich.

»Roxane befindet sich immer noch auf der Suche nach dem Tunnel der Kraft«, sagte der Ex-Dämon. »Sie hat sich schon ziemlich nahe an ihn herangetastet.«

»Ist das nicht ungemein gefährlich?« fragte ich.

»Nicht so, wie sie es macht«, antwortete der Hüne und schüttelte den Kopf. Er richtete seine perlmuttfarbenen Augen auf mich.

»Auch ich war während deiner Abwesenheit nicht untätig«, fuhr er fort. »Ich beschwor niedrige Dämonen, die – wie man so sagt – kein Rückgrat besitzen, ich setzte sie unter Druck, um von ihnen zu erfahren, was mich auf dem Weg zu jenem Tunnel erwartet. Diese Dämonen sind Verräter. Jeder kann sich ihrer bedienen. Sie haben im großen Gefüge der schwarzen Macht keine Bedeutung, wissen nicht allzuviel, und niemand aus der Unterwelt würde sich jemals auf sie verlassen. Sie sind weich. Wenn man sie hart anfaßt, fallen sie um. Sie sind feige, keine Kämpfernaturen.«

»Und?« fragte ich gespannt. »Was hast du von ihnen erfahren? Doch nicht etwa den genauen Standort des Tunnels?«

»Den kennen sie natürlich nicht. Aber ich erhielt von ihnen einen wertvollen Tip. Wenn du mich nicht aufgefordert hättest, mit dir nach Schottland zu fliegen, wäre ich in den nächsten Tagen allein dorthin aufgebrochen.«

»Wozu?«

»Weil mir diese miesen dämonischen Kriecher verrieten, daß sich meine Überlebenschancen auf dem Weg zum Tunnel der Kraft wesentlich erhöhen würden, wenn ich das Höllenschwert in meinen Besitz bringen würde.«

»Das Höllenschwert? Was ist das für eine Waffe?« wollte ich wissen.

»Geschmiedet auf dem Amboß des Grauens, ausgestattet mit einer unvorstellbaren Kraft. Es besteht nicht aus Eisen, nicht aus Stahl, sondern aus einem Material, das es auf dieser Welt nicht gibt. Denk an deinen Dämonendiskus, den du um den Hals trägst. Auch dieses milchig-silbrige Material kann kein Mensch analysieren. Mit Hilfe dieses Höllenschwerts könnte ich alle Hindernisse zerstören. Ich wäre sogar überlegenen Gegnern ebenbürtig, könnte sie besiegen.«

Ganz klar, daß sich Mr. Silver diese Waffe holen wollte.

»Und dieses Höllenschwert befindet sich auf unserer Welt?« fragte ich.

Der Ex-Dämon nickte. »Ja, Tony.«

»In Schottland?«

»Richtig.«

»Wem gehört es im Augenblick?«

»Halt dich fest«, sagte der Ex-Dämon.

»Okay, ich tu's. Du kannst den dicken Hund von der Leine lassen.«

»Das Höllenschwert befindet sich zur Zeit im Besitz eines Dä- mons namens Ammorgh. Man sagte mir, er lebe auf einem Schloß namens Blackrock Hall. Was sagst du dazu?«
»Ich bin baff.«
»Ein verrückter Zufall, was?«
»Das kannst du laut sagen«, erwiderte ich.

***

LOCH DOMBAR INN – das Gasthaus war so ausgestorben wie ganz Morglanssie. Hollis Waxman hatte das Gefühl, zu fiebern. Ihm war heiß und kalt zugleich. Wie viele Stunden würden vergehen, bis Hilfe eintraf? Wie schnell konnte Tony Ballard hier sein?
Waxman wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. Vielleicht war es nicht ratsam, in Morglanssie zu bleiben. Dieses Dorf war Waxman auf einmal nicht mehr geheuer.
Der Wirt hatte sich in Luft aufgelöst. Auch sonst war niemand mehr zu sehen – und doch fühlte Hollis Waxman eine deutliche Bedrohung.
Morglanssie war ihm feindlich gesinnt. Es war gefährlich, hierzubleiben. Telefoniert hatte er. Mehr gab es für ihn hier nicht zu tun.
Waxman trat aus dem Gasthaus. Ein schmerzhaftes Pochen quälte ihn zwischen den Schläfen. Er mußte immerzu an Kate denken.
Was stand ihr bevor? Was hatte Ammorgh mit ihr vor? Lebte sie noch?
Waxman überlegte, ob es einen Sinn hatte, zu versuchen, allein in das Schloß einzudringen. Vielleicht bestand die Möglichkeit, Kate zu helfen.
Es führte eine schlechte Straße von Morglanssie zu Blackrock Hall hinauf, doch diesen Weg wollte Hollis Waxman auf keinen Fall einschlagen. Die Bewohner von Morglanssie sollten nichts von seinem Vorhaben mitbekommen.
Erst mal weg von hier, sagte sich Waxman.
Wenn er mit dem Boot Richtung Tamcout fuhr, konnte niemand auf die Idee kommen, er hätte die Absicht, zum Schloß hochzuklettern. Er konnte sein Boot da, wo der Wald bis zum Loch Dombar hinunterreichte, verstecken und im Schutz der Bäume das steile Ufer hinaufschleichen.
Man sagte, der Schloßherr würde hin und wieder wilde, ausschweifende Feste geben. Dann würde Menschenfleisch gegessen und Menschenblut getrunken, und es würde Asmodis, dem Höllenfürsten, gehuldigt.
Waxman fragte sich, ob sich außer Ammorgh noch jemand auf dem Schloß befand. Mit wem feierte der Dämon diese schrecklichen Feste? Mit den Bewohnern von Morglanssie? Das konnte sich Waxman

schlecht vorstellen. Diese Leute waren dem Schloßherrn bestimmt zu primitiv und unbedeutend.

Niemand wußte, wer außer Ammorgh noch auf Blackrock Hall wohnte.

Hoffentlich sind es nicht viele, dachte Hollis Waxman. Sonst kann ich nichts für Kate tun.

Oh, arme Kate…

Waxman überquerte den Dorfplatz. Er kehrte zu dem morschen Bootssteg zurück. Das bleiche Gesicht am Fenster, das er vorhin gesehen hatte, als er hier vorbeikam, zeigte sich nicht mehr. Völlig ausgestorben schien Morglanssie nun zu sein. Hatten die Menschen ihr Dorf alle verlassen?

Waxmans Schritte klopften über die Bohlen. Er langte bei dem Pfosten an, an den er sein Boot gehängt hatte, und erlebte eine unliebsame Überraschung: das Motorboot war gesunken!

***

Ein neues Boot! Gesunken! Da stimmte etwas nicht! Da mußte jemand nachgeholfen haben!

Hollis Waxman beugte sich vor, und er entdeckte ein großes Leck, das jemand in den Rumpf des Bootes geschlagen hatte. Weswegen? Darauf konnte sich Waxman nur eine Antwort geben: Damit du von hier nicht mehr weg kannst!

Er drehte sich nervös um.

Morglanssie ist eine Menschenfalle! hieß es.

Die Falle war zugeschnappt. Das Motorboot war nicht mehr zu benutzen. Wie sollte Waxman von hier wegkommen? Sollte er schwimmen?

Bewegung hinter struppigen Uferbüschen. Hollis Waxman schluckte trocken. Nun zeigten sich die Dorfbewohner. Sie traten hinter den Büschen hervor. Waxman sah den Wirt wieder. Er schien alle Leute zusammengetrommelt zu haben. Sie nahmen eine feindselige Haltung ein.

Einige von ihnen – das erschreckte Waxman besonders – waren bewaffnet.

Unter den Leuten befand sich auch einer, der eine Axt trug. Er mußte das Leck in den Schiffsrumpf geschlagen haben!

Waxmans Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen. Was wollten diese Leute von ihm? Warum ließen sie ihn nicht weg? Arbeiteten sie wirklich für Ammorgh? Jetzt war guter Rat teuer!

Waxman lief zurück. Er erreichte das Ende des Stegs, trat auf festen Boden. Die stumme Front rückte näher.

»Was wollt ihr von mir?« schrie Waxman mit belegter Stimme.

»Warum sind Sie in unser Dorf gekommen?« fragte der Wirt. Seine

Stimme klang rauh. Mitleid schien ihm fremd zu sein.
»Ich mußte telefonieren!«
»Sie holen einen Dämonenjäger hierher!«
»Sie wissen nicht, was passiert ist!« konterte Hollis Waxman.
»Was Sie getan haben, wird dem Herrn von Blackrock Hall nicht gefallen!« sagte der Wirt anklagend.
»Ich… ich habe meine Nichte verloren. Ein riesiger Geier hat sich auf sie gestürzt und mit sich fortgerissen!«
»Das war Ammorgh«, sagte der Wirt. »Es ist geschehen, und sie hätten es dabei bewenden lassen sollen!«
»Sie scheinen nicht zu verstehen! Das Mädchen ist meine Nichte!«
»Sie wird es bei Ammorgh gut haben.«
»Was hat er mit ihr vor?«
»Sie wird sterben.«
»Und das nennen Sie *gut haben*?« schrie Hollis Waxman entsetzt.
»Es wird Ihrer Nichte bei Ammorgh gefallen.«
»Das bezweifle ich.«
»Sie wird nichts dagegen haben, daß er sie tötet.«
»Kate hängt an ihrem Leben.«
»Das wird sich bald ändern. Sie wird zu Leben und Tod eine neue Einstellung kriegen. Das Leben währt nur einen Augenblick. Der Tod, das ist die Ewigkeit. Wer in ihr aufgeht, bleibt für immer bestehen – in Ammorgh, unserem Herrn.« Der Wirt wies auf Waxman. »Ergreift ihn. Auch er soll zu einem Bestandteil von Ammorgh werden!«
Es stimmte. Alles, was man sich über dieses Dorf und das Schloß erzählte, war wahr, war nicht erfunden. Ammorgh, dieser Geierdämon, schien sich bisher zurückgehalten zu haben. Er ging vermutlich nur ganz selten selbst auf die Jagd, ließ sich die Opfer lieber von diesen Leuten bringen. Das fiel weniger auf. Doch heute hatte der Herr von Blackrock Hall der Versuchung nicht widerstehen können.
Hollis Waxman hatte sich zu nahe an das unheimliche Schloß herangewagt und damit die schreckliche Gefahr herausgefordert.
Dafür wurde ihm die grausame Rechnung umgehend präsentiert.
Der Höllengeier holte sich Kate Gregory.
Waxman sollte seine Nichte nun wiedersehen, aber nicht so, wie er sich das vorgestellt hatte, sondern als Ammorghs Gefangener.
Dagegen hatte Hollis Waxman einiges, denn als Gefangener konnte er Kate nicht beistehen. Und zusehen, wie Ammorgh das Mädchen tötete, das ging über seine Kräfte.
Gott, seine Schwester und ihr Mann glaubten Kate gut bei ihm aufgehoben. Sie ahnten nicht, in welchen tödlichen Strudel das arme Mädchen hinabgerissen worden war.
Ich muß sie retten. Sie darf nicht sterben! dachte Waxman trotzig.

Ammorgh darf seinen Hunger nicht mit Kate stillen!
Die Dorfbewohner eilten auf ihn zu. Er wartete nicht, bis sie ihn erreicht hatten, sondern wandte sich nach rechts und rannte das Seeufer entlang. Hände griffen nach ihm. Er riß sich los. Männer und Frauen liefen hinter ihm her. Vielleicht waren sie besessen und gehorchten deshalb Ammorghs Befehlen. Wie auch immer, sie waren gefährlich, und wenn es Waxman nicht gelang, ihnen zu entkommen, war er verloren.
Er stürmte über den schmatzenden, schlammigen Boden, an einem Haus vorbei und in eine Scheune hinein, die er von innen verriegelte. Fäuste trommelten wütend gegen das Holztor.
»Komm heraus!« bellte einer der Dorfbewohner. »Es hat keinen Zweck! Wir kriegen dich doch!«
Hollis Waxman blickte sich suchend um. Er entdeckte einen alten Karren, der nur noch drei Räder hatte. Atemlos stemmte er sich dagegen. Die Anstrengung trieb ihm den Schweiß aus allen Poren.
Die Adern traten ihm weit aus dem Hals. Er wollte das Tor mit dem Karren verbarrikadieren.
Zwei große, kräftige Männer versuchten das Tor einzurenen. Es krachte und schepperte bei jedem Ansturm, und der Riegel ächzte bedenklich.
Endlich brachte Waxman den Karren in Bewegung. Er schob ihn vor das Tor. Draußen schnarrte der mit der Axt: »Weg da! Das haben wir gleich! Laßt mich mal!«
Wuchtige Schläge trafen das Tor. Holzsplitter flogen davon. Die Bretter brachen knirschend auseinander. Waxman wich langsam zurück. Er war hier drinnen nicht gerettet. Die Scheune war umzingelt. Jemand versuchte auf der anderen Seite die Wand zu durchbrechen. Sie arbeiteten ringsherum, um ihn zu kriegen.
Zwischen zwei Brettern streckte sich Waxman ein Arm entgegen, den er nicht bemerkte. Rückwärtsgehend näherte er sich der Hand, die auf ihn wartete. Als er gegen sie stieß, packte sie zu. Die Finger krallten sich in sein Hemd.
»Ich hab' ihn!« schrie der Kerl, der Waxman erwischt hatte.
»Hierher! Ich hab' ihn!«
»Zieh ihn an die Wand heran!« verlangte jemand anders.
Waxman wuchtete sich nach vorn. Der Ruck reichte aus, um sich loszureißen. Sein Hemd zerriß dabei. Er drehte sich um, und was er dann sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.
Ein langes Messer zuckte herein. Wenn Waxman auf die Wand zugerissen worden wäre, hätte die blitzende Klinge ihn getroffen.
Er stöhnte bestürzt auf. Denen schien es egal zu sein, wie sie ihn kriegten – tot oder lebendig. Hauptsache sie wurden seiner habhaft.
Der mit der Axt arbeitete wie ein Besessener. Er legte seinen ganzen

Ehrgeiz in jeden einzelnen Hieb. Er wollte derjenige sein, der den Zugang zu Waxman freilegte.

Ringsherum knirschten Bretter, knackte Holz. Hollis Waxmans Herz trommelte wild gegen die Rippen. Wie lange konnte er sich hier drinnen halten? Wann würde einer der Dorfbewohner die Scheune geknackt haben? Sie arbeiteten wie Termiten. Hier wackelte schon ein Brett, dort ein Pfosten. Das Loch, das der Bursche mit der Axt schlug, wurde immer größer. Waxman konnte schon das Gesicht des Mannes sehen.

Und noch etwas sah Hollis Waxman!

Eine Sichel!

Sie hing an einem rostigen Nagel, hatte einen abgeschabten Griff und ein vom Rost angefressenes Sichelblatt. Bestimmt war auch die Schneide nicht mehr ganz so scharf, wie es sich gehörte, doch das war Waxman nicht wichtig. Die Sichel war eine Waffe, mit der er sich verteidigen konnte.

Augenblicklich holte er sie sich, und als sich ihm wieder ein Arm entgegenstreckte, schlug er zu. Voll Wut.

Ein markerschütternder Schrei. Der blutige Arm wurde zurückgerissen. »Er hat mich verletzt!« brüllte draußen der Getroffene. »Er hat mich verletzt! Er besitzt eine Waffe!«

Für einen Moment hatte es den Anschein, als würden die Bewohner von Morglanssie ihr Vorhaben aufgeben. Die Termiten stellten ihre Arbeit ein. Stille herrschte. Nur das Stöhnen und Jammern des Verletzten war zu hören.

Und dann entschied der Wirt: »Na schön, dann machen wir es eben anders.«

Hollis Waxman erfuhr nicht, wie. Jedenfalls nicht sofort. Mehrere Männer zogen sich von der Scheune zurück. Auch der Wirt war dabei. Sie hielten Kriegsrat. Es dauerte nicht lange. Dann verschwand etwa die Hälfte der Leute. Als sie wiederkamen, trugen sie dicke Reisigbündel, die sie um die Scheune herum aufschichteten.

Hollis Waxman fing an zu begreifen.

Die wollten aus der Holzscheune einen riesigen Scheiterhaufen machen! Er sollte darin verbrennen!

***

Ammorgh, der Geierdämon, stand wieder auf den Zinnen seines düsteren Schlosses. Kein ungebetener Gast durfte sich hierher wagen, sonst war er des Todes. Vielschichtig waren die Gefahren, die auf Blackrock Hall lauerten.

Der Schloßherr blickte weit über das Land. Vor ihm lag Morglanssie, das Dorf, das ihm treu ergeben war. Wie ein schwarzer Spiegel glänzte Loch Dombar.

Dort war Tamcout, jenes Dorf, das mit Recht Angst vor dem Schloß und vor den Menschen in Morglanssie hatte.

Harte, felsige Bergbuckel wechselten mit sanften Waldhügeln ab.

Das war seine Welt. Hier regierte Ammorgh. In diesem Gebiet diktierte er das Geschehen.

Er blickte zum See hinunter. Dort war das Boot auf Blackrock Hall zugerast. Ammorgh hatte der Versuchung einfach nicht widerstehen können. Er mußte sich dieses schöne junge Mädchen holen.

Für gewöhnlich ließ er die anderen diese Arbeit tun. Es unterstanden viele seiner Befehlsgewalt. Nicht nur die Bewohner von Morglanssie. Ammorgh konnte auch mit Medien in größeren Entfernungen telepathische Verbindung aufnehmen. Wenn er wollte, daß sie etwas für ihn erledigten, brauchte er ihnen nur einen gedanklichen Befehl zu erteilen, und schon wurden sie für ihn aktiv.

Oh, sein Einflußbereich reichte sehr weit, doch niemand ahnte das, denn er übertrieb die Sache niemals, war sehr vorsichtig und versuchte so wenig wie möglich aufzufallen, denn er wollte seine Ruhe haben.

Hätte er zuviel Wind gemacht, so hätte das Geistliche und Dämonenjäger auf den Plan gerufen, die alle versucht hätten, ihn zu vernichten. Er aber kämpfte nicht gern. Nur dann, wenn es unbedingt sein mußte. Er blühte lieber wie eine tödliche schwarze Blume im verborgenen und ließ es sich auf seinem Schloß, diesem Hort des Grauens, gutgehen.

Ammorgh war ein stattlicher Mann, wenn er in Menschengestalt auftrat. Sein Teint war so dunkel, daß der Verdacht nahelag, er stamme nicht aus dieser Gegend. Araber sahen so aus, und in der Tat hatte er in früheren Jahrhunderten auf diesem anderen Erdteil gelebt und sein Unwesen getrieben. Damals noch mit größerer Wildheit.

Viele unglückliche Menschen hatten auf arabischem Boden das von ihm geführte Höllenschwert zu spüren bekommen. In Laufe der Zeit, die Ammorgh nun schon auf Erden weilte, waren Legionen von Toten zusammengekommen, die alle auf sein schwarzes Konto gingen.

Der Höllenfürst war mit ihm zufrieden und ließ ihn nach eigenem Gutdünken schalten und walten, denn es war stets richtig und im Sinne der Hölle, was Ammorgh machte.

Groß und stattlich war er, dieser Geierdämon. Um seine breiten Schultern hing ein schwarz gefiederter Umhang. Er trug einen eisernen Brustpanzer, auf dem ebenfalls schwarze Federn klebten, sein finsterer Blick war furchterregend, die ganze Erscheinung wirkte gefährlich. An einem breiten Kettengürtel hing das Höllenschwert, auf dessen Besitz Ammorgh ungemein stolz war.

Selbst wenn es vollkommen dunkel war, tanzten auf der scharfen Höllenklinge blitzende Lichtreflexe. Sie kamen aus dem

Schwertinneren, in dem sich pulsierendes Leben zu befinden schien.
Diese Waffe war einmalig im Universum des Schreckens. Viele Dämonen beneideten Ammorgh darum. Sie hätten das Höllenschwert gern besessen, doch nicht jeder war als Besitzer geeignet.
Das Schwert suchte sich aus, wem es dienen wollte. Es mußte immer ein tapferes, überdurchschnittlich mutiges Wesen sein.
Brachte der Waffenträger diese Voraussetzung nicht mit, so richtete sich das Höllenschwert gegen ihn und vernichtete ihn.
Es lebte.
Und es tötete seit Ewigkeiten für Ammorgh, den gefürchteten Geierdämon.
Sein Blick richtete sich grimmig nach Süden. Er fühlte, daß Gefahr im Anzug war, und das behagte ihm nicht. Jemand wollte ihn in seiner Ruhe stören. Jemand war aufgestanden, um ihn zu bekämpfen.
Höllenwellen trugen diese Nachricht an ihn heran. Er konzentrierte sich auf sie. Noch waren sie schlecht zu verstehen, aber sie nahmen an Deutlichkeit zu. Vor seinem geistigen Auge erschienen Gesichter.
Fremde Gesichter.
Ammorgh hatte sie noch nie gesehen. Die Unterwelt lieferte ihm die Namen dazu, und plötzlich ging ein harter Ruck durch Ammorghs Körper. Die Namen waren: Tony Ballard und Mr. Silver. Es gab kaum einen Dämon, dem diese Namen nicht geläufig gewesen wären.
Tony Ballard und Mr. Silver – die erbittertsten Feinde der schwarzen Macht!
Wer sie zum Gegner hatte, mußte sich vorsehen. Sie waren gefährlich. Ihre Erfolge ließen die Vertreter des Bösen vor Wut schäumen.
Tony Ballard und Mr. Silver, dieses mutige Tandem, hatte zum Beispiel Yercell, Satans Bogenschützen, vernichtet. [4]
Und auch Lathor, der Mann mit dem Wolfsschwert, war auf der Strecke geblieben. [5]
Neuesten Berichten zufolge hatten auch Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, Atax, die Seele des Teufels, und Phorkys, der Vater der Ungeheuer, keine Siege gegen diese beiden Kämpfer erringen können.
Tony Ballard und Mr. Silver schienen unschlagbar zu sein.
Was sie anpackten, gelang ihnen.
Waren sie wirklich unfehlbar?
Ammorgh bezweifelte das mit Recht, denn Tony Ballard war kein Supermann, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Mensch mit den dazugehörigen Schwächen. Er hatte bisher sehr viel Glück gehabt.
Mehr als einmal hatte sein Leben nur noch an einem seidenen Faden gehangen.
Ammorgh grinste. »Diesmal wird dieser Faden reißen,

Dämonenhasser! Ich, Ammorgh, der mächtige Geierdämon, werde dafür sorgen! Diesmal nimmst du dir zuviel vor! Den Höllengeier kannst du nicht bezwingen! An ihm wirst du scheitern!«

***

Über uns heulten die Allison-Turbinen. Mit 300 Stundenkilometern rasten wir über das Land. Mehr als 600 Kilometer – Luftlinie – befanden sich die Grampian Mountains von London entfernt Wir konnten also in starken zwei Stunden unser Ziel erreichen.

Ich war mit meinem Gedanken bereits da, versuchte mir vorzustellen, wie Tamcout, Morglanssie, Loch Dombar und Blackrock Hall aussahen. Ich dachte natürlich auch an Ammorgh und hatte plötzlich das Gefühl, daß sich der Geierdämon in diesem Moment auch mit mir geistig befaßte. Ich fing einen harten, aggressiven Impuls auf, der in meiner Magengrube ein unangenehmes Gefühl entstehen ließ. Gefahr! Schlimmes, Übles erwartete uns auf Blackrock Hall. Mir war, als hätte Ammorgh von unserem Kommen Kenntnis.

Was würde der Höllengeier unternehmen?

Er würde sich bestimmt auf uns vorbereiten, um uns gebührend zu empfangen. Oder würde er uns erst gar nicht an sich heranlassen?

Meine Hände krampften sich zu Fäusten zusammen. Mr. Silver bemerkte das.

Er blickte mich ernst an. »Woran denkst du, Tony?« Früher hätte er eine solche Frage nicht zu stellen brauchen, er konnte sich in meine Gedanken einschalten und mich gewissermaßen gedanklich abhören. Aber dazu war er nun nicht mehr fähig.

»Ich denke an Ammorgh«, antwortete ich.

»Es wird ein schwerer Kampf«, sagte Mr. Silver. »Immerhin ist Ammorgh im Besitz des Höllenschwerts. Es handelt sich hierbei übrigens um keine tote Materie. Ungeahnte Kräfte befinden sich in ihm. Es führt ein starrsinniges Eigenleben, wenn man es mit seinem Willen nicht unterjocht.«

»Angenommen, dein Wille ist zu schwach für das Höllenschwert«, sagte ich.

»Dann tötet es mich.«

»Und wenn du es geistig bezwingst?«

»Dann gehorcht es mir genauso wie jetzt Ammorgh.«

»Ist es nicht zu gefährlich, das Höllenschwert an sich zu nehmen, Silver?«

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich stark genug, um über diese Waffe zu herrschen.«

»Hoffen wir, daß du dich nicht irrst.«

Der Hüne mit den Silberhaaren grinste. »Das würde sich sehr schnell herausstellen.«

»Was gibt’s da zu grinsen, du Hammel, dann wärst du doch tot.«

»Ich schaff das Schwert schon, Tony, keine Bange. Du brauchst dir um mich keine Sorgen zu machen.«

»Mach’ ich mir aber.«

»Ist nicht nötig.«

»Du bist nicht mehr der alte, vergiß das nicht.«

»Die Höllenpeitsche von Magos Schergen hat mir nur meine übernatürlichen Fähigkeiten genommen, nicht aber meinen ausgeprägt starken Willen. Ich fühle mich durchaus in der Lage, mich jederzeit mit den Kräften des Höllenschwerts messen und sie bezwingen zu können.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.«

»Ich werde es dir beweisen«, sagte Mr. Silver, und ich hoffe für ihn, daß ihm das gelang.

Rainer Trissenaar spukte mir wieder im Kopf herum. Verdammt noch mal, warum traf es so oft die Guten?

Die Hölle hatte hin und wieder unter günstigen Voraussetzungen die Möglichkeit, vernichtete Dämonen noch einmal aufstehen zu lassen. Warum konnten wir das mit der Kraft des Guten nicht tun?

Wenn ein Mensch einmal tot war, dann blieb er tot. Es sei denn, er stand als Untoter wieder auf. Dann gehörte er aber nicht mehr auf die gute Seite, sondern auf die Seite des Bösen.

Wieso konnte das Gute weniger tun als das Böse?

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß dies wirklich so war. Eher glaubte ich, daß wir das Geheimnis der Wiedererweckung noch nicht entdeckt hatten. Aber geben mußte es ein solches Geheimnis.

Vielleicht sollte ich mich einmal darauf konzentrieren, es zu lüften versuchen.

Leider ließen mir meine schwarzen Gegner für eine solche Aufgabe nicht viel Zeit, aber ich nahm mir vor, sie erst einmal im Auge zu behalten.

***

Tony Ballard und Mr. Silver!

Jetzt wußte es Ammorgh mit hundertprozentiger Sicherheit. Die beiden befanden sich auf dem Weg zu ihm. In einem Hubschrauber saßen sie. Die Nachrichtenübermittlung der schwarzen Macht funktionierte ausgezeichnet. Finstere Sensoren erfaßten die Maschine und reichten sie an benachbarte Sensoren weiter. So befand sich der Helikopter ständig unter der Kontrolle dunkler Mächte, die Ammorgh laufend Bescheid gaben.

Und der Geierdämon reagierte.

Er brüllte drei Namen.

Männer erschienen. Sie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrem

Herrn.
Praennt, Calffo und Mourghs hießen sie. Sie bauten sich vor Ammorgh auf, trugen ähnliche gefiederte Umhänge wie er und auch den mit schwarzen Federn besetzten eisernen Brustpanzer.
»Ja, Herr?« fragte Praennt.
Ammorgh starrte grimmig in die Ferne. »Ich habe eine Aufgabe für euch.«
»Was sollen wir tun?« fragte Calffo.
»Feinde der schwarzen Macht haben die Absicht, uns anzugreifen. Sie befinden sich auf dem Weg hierher«, sagte der Geierdämon.
»In einem Wagen?« fragte Mourghs.
Ammorgh schüttelte den Kopf. »In einem Hubschrauber sitzen sie, diese wahnwitzigen Kerle.«
»Sollen wir sie abfangen?« fragte Mourghs.
Ammorgh nickte den Unterdämonen zu. »Ja, das sollt ihr. Tony Ballard und Mr. Silver dürfen Blackrock Hall nicht erreichen.«
»Nichts einfacher als das«, behauptete Praennt.
Ammorgh hob die Hand. »Vorsicht! Das sind gefährliche Kämpfer!«
»Wir kennen ihren Namen«, behauptete Calffo, »und ich bin überzeugt, daß wir mit ihnen fertig werden. Im Cockpit der Maschine sind sie beengt. Da können sie ihre Kampfkraft nicht voll ausspielen. Das ist unser Vorteil, der ihnen zum Verhängnis werden wird.«
»Hinzu kommt, daß sie völlig ahnungslos sind«, bemerkte Praennt. »Unser Angriff wird erfolgen wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie können unmöglich damit rechnen.«
Mourghs lachte. »Und ehe sie ihren Schreck überwunden haben, sind sie tot.«
Ammorgh wies mit dem ausgestreckten Arm nach Süden. »Greift sie an! Ich will sie nicht hier haben! Zeigt ihnen, was es heißt, sich mit Ammorgh anlegen zu wollen.« Seine Stimme klang heiser, klang wie das wütende Krächzen eines Geiers.
Praennt, Calffo und Mourghs stellten sich auf Zinnen des Schlosses.
Wie Turmspringer. Nur mit dem einen Unterschied, daß unten kein Wasser war.
Sie stießen sich ab. Es hatte den Anschein, als würden sie sich wie Selbstmörder in die Tiefe stürzen, doch sie wußten genau, was sie taten. Ihre gefiederten Umhänge blähten sich. Die Menschenkörper schienen unter einem schwarzen Drachengleiter zu hängen, lagen auf dem Wind und schwebten davon.
Und während sie schwebten, veränderten sie sich.
Zuerst ihre Köpfe – sie wurden zu Geierschädeln.
Dann kamen die Arme dran. Sie wuchsen in den gefiederten Umhang hinein, bildeten mit ihm eine Einheit, wurden zu geschmeidigen Flügeln, die kraftvoll auf und nieder schwangen.

Der Körper nahm eine andere Form an.
Und zuletzt bildeten sich die Beine zurück, wurden zu krallenbewehrten leuchtendgelben Fängen, die jedem Menschen den Tod bringen konnten.
Praennt, Calffo und Mourghs waren unterwegs, um die Feinde der schwarzen Macht abzufangen!

***

Glasgow lag hinter uns, die Grampian Mountains begonnen. Wir flogen über ihre Ausläufer.
»Hoffentlich können wir Kate Gregory noch retten«, sagte Mr. Silver. »Und hoffentlich hat sich Hollis Waxman zu keiner Unbesonnenheit hinreißen lassen. Er könnte in seiner Sorge um seiner Nichte inzwischen den Versuch unternommen haben, sie auf eigene Faust zu befreien.«
Ich nickte. »Das ist zu befürchten. Das lange Warten kann ihn kopflos gemacht haben.«
»In Kürze werden wir sehen, ob seine Nerven gehalten haben«, meinte der Ex-Dämon.
Ich blickte nach unten. Wälder und Seen. Tiefe finstere Täler.
Straßen, die wie Schlangen durch die Gegend krochen. Wie weit mochte es noch bis Tamcout und Loch Dombar sein?
Der Pilot flog mit beruhigender Sicherheit. Wir fühlten uns bei ihm gut aufgehoben. Ich verstand mich auf das Lenken einer solchen Maschine, aber so souverän wie dieser Mann hätte ich den Helikopter nicht in der Hand gehabt. Man merkte, daß er mit Leib und Seele bei der Sache war. Er schien in einem Hubschrauber zur Welt gekommen zu sein. Jeder Handgriff war ihm längst in Fleisch und Blut übergegangen.
Durch Zufall entdeckte Mr. Silver hoch über uns drei schwarze Punkte. Raubvögel mit einer mächtigen Spannweite.
Der Ex-Dämon und ich wechselten einen raschen Blick, nachdem auch ich die gefiederten Burschen erblickt hatte, und dann sprach Mr. Silver aus, was ich dachte: »Gleich gibt es Ärger!«

***

So kam es auch prompt. Unsere gefiederten Feinde legten die Flügel an. Wie schwarze Meteore fielen sie vom Himmel.
Sturzflug. Ihr Ziel: unser Helikopter. Sie rasten uns mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit entgegen. Es war nicht schwierig, zu erraten, wer sie auf uns gehetzt hatte.
Ammorgh schickte seine dämonischen Komplizen, um uns abzufangen. Wir sollten erst gar nicht bis nach Blackrock Hall kommen.
Beim Fußball nennt man das Forechecking – die Gegner bereits bei

der Ballannahme stören, damit er keinen gefährlichen Angriff aufbauen kann…

Die drei Höllengeier sausten auf uns herab.

Ich riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Die Waffe war mit geweihten Silberkugeln geladen. Wenn ich das Glück hatte, einen unserer Gegner damit zu treffen, trudelte er garantiert erledigt ab.

Ich machte den Piloten auf die angreifenden Vögel aufmerksam, damit er sich seelisch auf die Attacke vorbereiten konnte.

Auch Mr. Silver holte einen Diamondback aus seinem Gürtel. Es war mein Reserve-Colt. Seit er seine übernatürlichen Fähigkeiten im Kampf gegen finstere Mächte nicht mehr in die Waagschale werfen konnte, verließ er sich ganz gern auf den Ballermann.

Unser Pilot wartete noch zehn Sekunden.

Dann startete er sein Ausweichmanöver. Er ließ den Helikopter blitzschnell absacken, so daß ich das Gefühl hatte, mein Magen würde die Speiseröhre hochwandern. Dann legte sich die stählerne Libelle auf die Seite und schmierte nach rechts ab.

Genau im richtigen Augenblick.

Die Höllengeier fegten an der Maschine vorbei. Der Pilot fing den Hubschrauber gekonnt ab und ließ ihn hin und her schaukeln. Die Höllengeier peitschten die Luft mit ihren riesigen Schwingen. Sie fächerten auseinander und griffen von drei Seiten an.

Riesengroß wurden sie. Sie wuchsen zu beängstigenden Ungeheuern an. Ein harter Geierschnabel hieb gegen das Kanzelglas. Der Treffer schüttelte den Hubschrauber. Der Rotor hämmerte gegen eine Geierschwinge. Schwarze Federn wirbelten hoch, und zum erstenmal hätte unser Pilot Probleme.

Die Maschine trudelte.

Mr. Silver rammte die Kanzeltür auf seiner Seite auf. Ich tat dasselbe auf meiner Seite, und dann ballerten wir aus allen Knopflöchern drauflos. Grellrote Feuerlanzen fauchten den fliegenden Bestien entgegen.

Sie hieben mit ihren gewaltigen Schnäbeln in das Alu-Blech und rissen es auf. Gleichzeitig versuchten sie vor unseren geweihten Silbergeschossen auf der Hut zu sein.

Eine Zeitlang hatten sie mit ihrer Taktik auch Erfolg.

Neben dem Piloten tauchte ein gefährlicher Geierschädel auf. Der Mann reagierte erschrocken, riß die Maschine nach rechts, wo sie gegen den Körper eines anderen Höllengeiers prallte.

Krallen ratschten über das Kanzelglas und hinterließen tiefe Furchen. Die Turbinen pfiffen nicht mehr, sondern tuckerten, husteten.

Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Verdammt, wir mußten endlich einen Treffer anbringen.

Obwohl mir klar war, in was für eine Gefahr ich mich begab, hakte ich den Sicherheitsgurt los und schwang mich aus der Kanzel.

Der Wind nahm mir den Atem und zerrte an meinen Haaren. Ich stellte mich mit beiden Beinen auf die Landekufe, hielt mich mit einer Hand fest, während ich mit der anderen meinen Diamondback im Ausschlag brachte.

Da traf mich eine Geierschwinge.

Verflucht hart.

Seitlich am Kopf. Es riß mich nach vorn. Mein Herzschlag setzte aus, als ich fiel…

***

Der Scheiterhaufen war errichtet. Die Bewohner von Morglanssie hatten es damit nicht eilig gehabt. Sie wußten, daß ihnen Hollis Waxman nicht entkommen konnte.

Er hörte vor der Scheune eine Frau teuflisch kichern.

Sie werden dich ausräuchern, rösten, verbrennen! dachte Waxman nervös. Immer noch hielt er die Sichel in der Hand, aber war das noch eine Waffe, mit der er sein Leben verteidigen konnte? Er richtete seinen Blick auf den staubigen Boden. Wenn er sich nur hier in die Tiefe wühlen hätte können. Wie ein Maulwurf. Dann hätte die Scheune über ihm abbrennen können – und Feuer und Rauch hätten ihn nicht erreicht. So aber…

Verzweifelt wartete er, bis die Besessenen von Morglanssie das Feuer an die Reisigbündel legten.

»Er hätte nicht in unser Dorf kommen sollen«, sagte jemand draußen und lachte grausam.

»Er scheint nicht gewußt zu haben, daß Ammorgh unser Herr ist!« sagte ein anderer.

»Los, Leute, gebt es ihm!« rief der Wirt, der die Besessenen anführte.

Von allen Seiten rückten sie heran.

»Tut das nicht!« schrie Hollis Waxman entsetzt. »Ihr… ihr könnt mich doch nicht einfach verbrennen!«

»Und ob wir können«, höhnte der Wirt. »In Kürze wird diese Scheune wie eine riesige Fackel brennen, und du mit ihr!«

»Was… was habe ich euch denn getan?«

»Du hast dich gegen die schwarze Macht versündigt.«

»Ich mußte doch etwas tun, nachdem sich Ammorgh meine Nichte geholt hatte!« verteidigte sich Waxman, obwohl er wußte, daß es sinnlos war.

»Du hättest den Schicksalsschlag einfach hinnehmen müssen. Das hast du nicht getan. Du hast dich dagegen aufgelehnt. Anstatt nach Tamcout zurückzukehren und das Mädchen zu vergessen, hast du telefoniert.«

»Versteht ihr mich denn nicht?«

»Nein, dafür haben wir kein Verständnis«, erwiderte der Wirt barsch, und im nächsten Moment vernahm Hollis Waxman das Knistern von entzündetem Reisig.

Noch war das Feuer nicht zu sehen, aber das würde nicht allzu lange dauern. Erste dünne Rauchschwaden krochen in die Scheune, schoben sich träge über den Boden, auf Waxman zu, langsam an ihm hoch…

»Nein!« schrie er verstört. »Nein! Hört auf damit! Löscht das Feuer!«

Die Besessenen von Morglanssie lachten ihn aus. »Das Feuer wird von selbst ausgehen!« rief der Wirt. »Wenn die Scheune abgebrannt ist!«

Wasser! dachte Hollis Waxman bestürzt. Wasser! Der See war so nahe, und doch so unendlich weit entfernt! Wasser hätte den Brand löschen können, doch hier drinnen gab es keines! Und wenn Waxman aus der Scheune stürmte, fingen ihn die Besessenen sofort ab.

Ihr Herr war Ammorgh. Ein grausamer Dämon. Sie standen unter seinem Einfluß und waren genauso grausam wie er. Schonung konnte Waxman von ihnen nicht erwarten. Es bereitete ihnen ein höllisches Vergnügen, ihn zu verbrennen.

Er rannte in der Scheune hin und her. Am verschiedenen Stellen verdichteten sich die Rauchschwaden. Rote Feuerzungen leckten am trockenen Holz hoch. Das Reisig brannte wie Zunder. Hitze und Rauch machten Waxman fast wahnsinnig. Hinzu kam die panische Angst. Er hatte den Tod vor Augen. Wie ein in die Enge getriebenes Tier kam er sich vor.

Ich muß raus hier! hämmerte es in seinem Kopf. Wenn ich in der Scheune bleibe, bin ich verloren!

Aber war er das nicht auch, wenn er die Scheune verließ? Darauf warteten die Besessenen ja nur.

Ich muß mich durchschlagen! dachte Waxman. Im wahrsten Sinne des Wortes durchschlagen, mit der Sichel!

Er hatte noch nie jemanden etwas zuleide getan, doch nun war es soweit, daß es ihm nichts ausmachte, einen dieser Besessenen zu töten. Sie ließen ihm ja keine andere Wahl. Wenn er seine Haut retten wollte, mußte er zu allem bereit sein. Er durfte auch nicht davor zurückschrecken, einen Menschen mit der Sichel zu erschlagen.

Das Feuer wuchs an den Wänden rasch höher. Von überallher stürzte sich diese sengende Hitze auf Hollis Waxman. Sie trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Er hustete. Die Schärfe des Rauchs schnitt ihm tief in die Lungen. Ein brennender Schmerz saß in seiner Kehle.

Er eilte zu dem dreirädrigen Karren, den er vorhin so mühsam vor das Scheunentor geschoben hatte. Mit der gleichen Kraftanstrengung schob er ihn nun wieder zur Seite. Seine Augen tränten vom Rauch. Sein Gesicht war verzerrt. Sein Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen.

Gleich würde die Entscheidung fallen.
Sein oder Nichtsein…
Konnte er die Besessenen überraschen? Rechneten sie nicht damit, daß er die Flucht wagte? Heilige Madonna, steh mir bei! dachte Hollis Waxman flehend. Was für ein Tag, was für ein schrecklicher Tag. So schön hatte er begonnen. Mit Sonnenschein, glitzernden Tautropfen auf dem gepflegten Rasen vor dem Haus, einer warmen südlichen Brise. Kates Temperament schäumte geradezu über. Sie war bestens gelaunt und freute sich wahnsinnig aufs Wasserskifahren.
Aber dann hatte dieser schwarze Hammer zugeschlagen!
Ammorgh! schrie es in Hollis Waxman. Ich hasse dich! Ich wollte, ich wäre stark genug, um dich vernichten zu können! Keine Sekunde würde ich zögern, es zu tun!
Fingerdick glänzte der Schweiß auf seiner Stirn.
Er löste vorsichtig den Riegel. Die Besessenen vollführten draußen einen Freudentanz um die brennende Scheune.
Hollis Waxman konzentrierte sich auf den Ausbruch aus dieser gefährlichen Flammenhölle. Das Feuer streckte ihm schon seine langen, brennenden Arme entgegen. Es schien ihn ergreifen und an sich drücken zu wollen.
Waxman hob das rechte Bein. Er rammte es gegen das Tor. Es flog auf. Den brennenden Reisigballen, der davor lag, schleuderte er den Besessenen entgegen, die überrascht aufschrien und erschrocken zurückwichen.
Dadurch entstand in ihrem Ring ein Loch.
Das war der Weg in die Freiheit. Hier konnte Waxman durchbrechen. Eine andere Möglichkeit bot sich nicht. Er stürmte los. Wie ein Kastenteufel raste er aus der Scheune. Mit hochgeschwungener Sichel. Niemand sollte es wagen, ihn aufzuhalten. Er würde zuschlagen. Bei Gott, er würde es tun. Und zwar mit aller Kraft!
Die Besessenen erkannten seine Absicht.
Blitzschnell versuchten sie den aufgerissenen Ring wieder zu schließen. Frauen kreischten wütend. Männer brüllten. »Faßt ihn!«
schrie der Wirt. »Er darf nicht entkommen!«
Ein Mann stürzte sich auf Waxman. Dieser schlug mit der Sichel zu. Der Mann brach zusammen. Tödlich getroffen? Oder nur schwer verletzt? Waxman wußte es nicht. Die Panik trieb ihn weiter.
Ein Frau erwischte sein flatterndes Hemd. Er drehte sich, hieb auch nach ihr. Sie ließ ihn blitzschnell wieder los, und die Sichel verfehlte sie ganz knapp.
Weiter! Weiter! schrie es in Waxman. Du schaffst es!
Von links fegte ein drahtiger Kerl heran, schnellte sich Waxman entgegen. Die rostige Sichel surrte durch die Luft. Der Angreifer brüllte auf. Er faßte sich an die Kehle, Blut quoll zwischen seinen

Fingern hervor. Er sackte zu Boden. Die anderen Besessenen kümmerten sich nicht um ihn. Sein Schicksal schreckte sie nicht im mindesten ab. Es machte ihnen nichts aus, ihr Leben zu verlieren.

Vielleicht stellte es für sie sogar eine Art Erfüllung dar, einzugehen in das schwarze Reich, dem Ammorgh entstammte.

Jemand hechtete nach Waxmans Beinen. Er sah es, sprang über die Hände, die ihn fangen wollten. Mit langen Sätzen hetzte er durch Morglanssie, die mordlüsterne Meute auf den Fersen. Doch die Angst beflügelte seine Beine. Er lief schneller als seine Verfolger, und es gelang ihm, das Dorf zu verlassen. Mit weit aufgerissenem Mund keuchte er in den angrenzenden Wald.

Er blieb nicht auf der Straße, sondern schlug sich in die Büsche.

Die Besessenen fielen zurück. Er hoffte, daß sie ihn bald aus den Augen verlieren würden, redete sich ein, daß seine Chance, mit dem Leben davonzukommen, von Sekunde zu Sekunde größer wurde.

Zwischen zwei Felsblöcken – ein düsterer, fast schwarzer Schatten.

Eine Möglichkeit, sich zu verstecken.

Waxman spürte, wie seine Kräfte nachließen. Er hatte seinem Körper zuviel abverlangt. Allzuweit konnte er nicht mehr rennen, dann würde er schlappmachen. Das Rauchgas mußte ihn unmerklich ausgehöhlt haben. Wenn er sich nicht beizeiten versteckte, würden ihn seine Kräfte verlassen, er würde zusammenbrechen, und die Besessenen würden ihn in ihr Dorf zurückbringen.

Oder sie schleppten ihn zu Ammorgh.

Beides durfte nicht passieren.

Er stolperte über eine Wurzel, fiel auf die Hände, rannte auf allen vieren auf die Felsen zu. Die Schwärze nahm ihn in sich auf. Er wollte bis zu ihrem Ende vordringen, bemerkte, daß er in eine stollenähnliche Höhle gelangt war, verlangsamte seinen Schritt, blieb schließlich stehen.

Sein Brustkorb hob und senkte sich rasch. Gierig pumpte er Sauerstoff in seine Lungen. Er lehnte sich an die kalte, harte Wand und drehte sich um. Beunruhigt stellte er fest, daß die Besessenen seine Spur nicht verloren hatte, wie er hoffte.

Sie kamen auf den Höhleneingang zu, schienen genau zu wissen, daß er sich hier drinnen befand, hielten vor den Felsen an, kamen nicht herein.

Warum nicht? Hatten sie Angst, diese Höhle zu betreten? Aus welchem Grund?

Oder wußten sie, daß er, Waxman, nun erst recht in der Falle saß?

Daß es aus dieser Höhle für ihn kein Entrinnen gab?

Hollis Waxman wich Schritt um Schritt zurück. Der Boden war felsig, hart, gab bei keinem Schritt nach. Aber plötzlich wackelte ein Stein, als Waxman seinen Fuß daraufsetzte – und im selben Moment geschah

es.

Von den Höhlenwänden hallte ein lautes Klirren und Rasseln wider. Ein schweres Gitter sauste von oben heran. Eiserne Stacheln bohrten sich in die Löcher im Felsboden, die Waxman vorhin nicht gesehen hatte. Er stürzte sich auf das Gitter, umklammerte es mit beiden Händen, wollte es hocheben, doch es war zentnerschwer und saß unverrückbar fest.

Nun war klar, warum die Besessenen ihm nicht in die Höhle gefolgt waren. Sie hielten es nicht für nötig. Sie wußten, daß sich ihr Feind hier drinnen selbst fangen würde.

Vom Regen in die Traufe gekommen, dachte Hollis Waxman verzweifelt.

Er vernahm ein dünnes Fiepen, das ihm durch Mark und Bein ging, und als er sich erschrocken umwandte, sah er Ratten. Viele.

Der ganze Höhlenboden war von ihnen bedeckt. Sie fürchteten ihn nicht, flohen nicht vor ihm, hockten da und starrten ihn mit ihren kleinen Augen gierig an, denn sie hatten Hunger!

***

Ich fiel, war benommen, spreizte aber doch meine Arme instinktiv ab, spürte einen harten Schlag gegen die Brust, der mir die Luft aus den Lungen trieb, und wußte, daß ich auf der Kufe gelandet war.

Augenblicklich klammerte ich mich daran fest. Der Wind war mein erbittertster Feind. Er wollte mich von der Landekufe herunterreißen. Ich hatte arg mit ihm zu kämpfen.

Ein mörderischer Geierschnabel raste auf mich zu. Ich nahm meinen Kopf zur Seite, rutschte ab, drohte in die Tiefe zu fallen.

Erschrocken faßte ich sofort wieder nach. Das harte Horn des Schnabels hatte mich verfehlt. Es hackte gegen das Metall, an das ich mich verzweifelt klammerte. Der Hubschrauber wurde durch immer neue Angriffe der Höllengeier geschüttelt.

Endlich traf Mr. Silver einen dieser Höllenvögel.

Verblüffend, was passierte.

Der schwarze Geier überschlug sich in der Luft, drehte sich auf den Rücken, aus dem Vogelschädel wurde ein Menschenkopf, der einen, markerschütternden Schrei ausstieß – und dann fiel das tödlich getroffene Monster in die Tiefe.

Zwei Geier nur noch!

Die Fänge des einen schossen mir entgegen, wollten mich packen und hinter dem getöteten Höllenvogel herschleudern, doch es gelang mir, den Diamondback zu heben und den Stecher durchzuziehen, ehe die Krallen mich erwischten. Das geweihte Silber fuhr dem Angreifer in die Brust und stieß ihn weit zurück. Er trudelte – ebenso brüllend wie der andere Dämon vorhin –, drehte sich immer wilder im Kreis,

schraubte sich mit immer größer werdender Geschwindigkeit nach unten und wurde vom Aufprall schließlich auf Felsen zerschmettert.

Der dritte Geier zog einen taktischen Rückzug vor.

Er schwirrte hoch. Mr. Silver schoß hinter ihm her, doch das Höllentier wirbelte so heftig durch die Luft, daß es einfach nicht zu treffen war. Mit leergeschossener Waffe blickte der Ex-Dämon dem hochsteigenden Geier nach. Er entfernte sich so schnell von uns, daß er hoch über uns bald nur noch winziger schwarzer Punkt war.

Jetzt erst fiel Mr. Silver auf, was mit mir passiert war. Ich pendelte an der Kufe, versuchte hochzuklettern, aber der Wind riß mich immer wieder hinunter.

»Tony!« schrie der Hüne mit den Silberhaaren. Er schob den Diamondback in den Gürtel, beugte sich aus der Kanzel und streckte mir die Hand entgegen. Ich schlang meine Finger um sein Handgelenk, er tat dasselbe bei mir. Damit verringerten wir die Gefahr, daß ich abrutschte.

Der Ex-Dämon spannte seine Muskeln an und hievte mich zur Kanzel hoch.

»Danke«, sagte ich.

»Bist du okay, Tony?« fragte mich Mr. Silver besorgt.

»Ja, es ist noch alles dran an mir.«

»Diese verdammten Geier!«

»Sendboten der Hölle – Ammorgh hat sie uns entgegengeworfen.«

Der Hüne grinste. »Ja, aber denen haben wir es ganz schön gegeben, was? Tut mir aufrichtig leid, daß einer von ihnen entkommen ist.«

Über unseren Köpfen husteten die Allison-Turbinen immer besorgniserregender. Der Helikopter flog nicht mehr ruhig. Er ruckte durch die Luft. Der Pilot rief: »Die Maschine hat was abgekriegt!«

»Kommen wir noch bis Loch Dombar?« wollte ich wissen.

Der Pilot schüttelte den Kopf. »Mit Sicherheit nicht. Wir müssen runter. Jede Minute, die wir länger in der Luft bleiben, erhöht die Gefahr eines Absturzes. Es wäre gut, wenn wir festen Boden unter uns hätten, bevor die Maschine ihren Geist aufgibt.«

»Verflixt, das haut uns zeitmäßig zurück!« ärgerte sich Mr. Silver.

Ich zuckte die Schultern. »Da kann man nichts machen. Wir müssen froh sein, daß die Sache so glimpflich für uns abgegangen ist.«

»Ich will aber nicht froh sein.«

»Ich esse meine Suppe nicht, nein, meine Suppe ess’ ich nicht – was?« gab ich schmunzelnd zurück. Seit ich wieder in der Mühle saß, fühlte ich mich bedeutend wohler, wenn der Rotor auch ruckte und rumpelte.

Mr. Silver blickte grimmig zum Himmel hoch. Der schwarze Punkt war verschwunden. Der Ex-Dämon zog die silbernen Brauen zusammen. »Wenn ich ihm wiederbegegne, kann er sein Gefieder nicht

mehr retten, das verspreche ich dir.«

»Ich nehme dich beim Wort, Silver.«

»Das kannst du.«

Ich sagte dem Piloten, es solle versuchen, in der Nähe einer Straße runterzugehen, womöglich bei einem Dorf. Er schaute mich so an, als wollte er fragen: »Hast du sonst noch Wünsche? Wir können Gott danken, wenn wir überhaupt heil runterkommen.«

Okay, ich sagte nichts mehr und überließ alles Weitere ihm.

Er versuchte mir meinen Wunsch zu erfüllen. Der Helikopter schaukelte und torkelte auf eine schmale Straße zu. Aber weit und breit war kein Dorf zu sehen. Nicht die kleinste Ansiedlung machte uns Hoffnung. Wir hätten dringend einen Wagen gebraucht, um die Fahrt nach Loch Dombar damit fortsetzen zu können.

Als ich an Kate Gregory dachte, die sich in der Gewalt des Höllengeiers befand, krampfte sich mein Herz zusammen. Wann würde er das Mädchen töten? Hatte er es bereits getan? Tat er es in diesem Augenblick? In einer Stunde? Oder erst morgen? Ich hoffte, daß er letzteres plante.

Die Turbinen stotterten. Mein Zwerchfell schlug Falten. Ich preßte die Kiefer fest zusammen, sagte kein Wort, aber ich dachte: Herr im Himmel, verhilf uns zu einer halbwegs weichen Landung.

Ein idiotischer Fliegerspruch fiel mir ein: Runter kommen sie alle – obengeblieben ist noch keiner.

Für uns wurde die Frage akut, wie wir runterkommen würden.

Unser Pilot zeigte selbst in dieser Situation, daß er ein wahrer Meister im Fliegen war. Er bewahrte Ruhe und einen kühlen Kopf.

Nur die Zeiger seiner Instrumente spielten verrückt. Sie zitterten, zappelten oder wirbelten im Kreis herum.

Die Erde kam uns immer näher. Ein bißchen zu rasch für mein Gefühl.

Eine schräg abfallende Wiese.

Der Pilot drehte die Maschine. Wir setzten unsanft auf. Schnauze bergab. Der Helikopter schlitterte auf seinen Kufen den Hang hinunter und blieb nach etwa dreißig Metern endlich stehen. Wir wurden heftig durchgeschüttelt. Es war eine Wohltat, als es damit vorbei war.

»Geschafft«, sagte Mr. Silver und erlaubte sich einen erleichterten Atemzug.

»Das schon, aber wie kommen wir jetzt weiter?« brummte ich.

»Eine gute Frage, Tony«, sagte der Ex-Dämon.

»Hast du eine Antwort drauf?« fragte ich.

»Nein.«

***

Nur Calffo hatte den Angriff überlebt. Der Dämon schäumte vor Wut.

Tony Ballard und Mr. Silver hatten Mourghs und Praennt eiskalt abgeschossen. Dabei waren sie so zuversichtlich gewesen, mit diesen Höllenfeinden fertigzuwerden. Der Helikopter hätte abstürzen müssen.

Gleich bei der ersten Attacke hätte es die Maschine erwischen müssen. Defekt geschlagen hatten sie den Hubschrauber ja – aber eben leider nicht zum Absturz gebracht.

Was war erreicht worden?

Nur, daß Tony Ballard und sein Freund und Kampfgefährte nicht so schnell Blackrock Hall erreichen würden. Mehr nicht. Das war nicht viel. Ammorgh würde vor Wut toben.

Calffo fragte sich, was er tun sollte.

Umkehren? Die Maschine noch einmal angreifen? Allein? Wenn er Pech hatte, schossen ihn die Dämonenjäger auch noch ab.

Sollte er nach Loch Dombar zurückfliegen und Ammorgh melden, daß der Angriff danebengegangen war?

Vielleicht würde ihn Ammorgh hart bestrafen. Möglicherweise sogar mit dem Höllenschwert. Doch es nützte alles nichts. Er mußte auf das Schloß zurückkehren, damit Ammorgh die Chance hatte, etwas anderes gegen die Feinde der Hölle zu unternehmen. Noch reichte die Zeit dazu.

Der schwarze Geier legte sich auf den Wind. Er brauchte die Schwingen nicht zu bewegen. Die Luft trug ihn nach Loch Dombar zurück. Als er über den dunklen See flog, sah er in Morglanssie eine Scheune brennen. Eine rote Flammensäule stand in der Nähe des Seeufers.

Was tun die denn da? fragte sich Calffo. Er drehte einen Kreis über dem Feuer, sah niemanden, schwebte weiter und landete auf den Zinnen von Blackrock Hall. Sobald seine Füße die Steinplatten berührten, nahm er wieder menschliche Gestalt an. Die Rückverwandlung war innerhalb weniger Augenblicke abgeschlossen. Er knirschte mit den Zähnen. Nun hatte er einen schweren Gang vor sich.

Praennt, Mourghs – er vernahm noch einmal ihr Todesgebrüll und sah sie im Geist in die Tiefe fallen.

Grimmig ballte er die Hand zur Faust. »Na wartet!« knurrte er.

»Das zahle ich euch heim! Ich werde den Tod meiner Freunde grausam rächen!«

Er suchte Ammorgh und fand ihn allein in einem großen Raum.

In einer Eisenschale, die auf vier Beinen stand, flackerte ein grünes Feuer. In ihm konnte Ammorgh Dinge sehen, die sich außerhalb des Schlosses ereigneten. Er strich mit der Hand über die Flammen, und sie erloschen.

Weiß er bereits Bescheid? fragte sich Calffo, während er nähertrat.

Ammorgh wandte sich um und blickte den Unterdämon forschend

an. »Du kehrst allein zurück?«
Calffo nickte. »Ja, Herr.«
»Was ist passiert?« fragte Ammorgh schneidend.
»Du weißt es noch nicht?«
»Erzähle!« herrschte der Geierdämon ihn an.
Calffo zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. »Wir machten den Hubschrauber aus, nachdem er Glasgow überflogen hatte, und griffen ihn unverzüglich an. Zu dritt stürzten wir uns auf die Maschine. Gleich mit unserer ersten Attacke wollten wir sie zum Absturz bringen…«
»Es hat nicht funktioniert!«
»Sie haben uns noch kommen sehen«, sagte Calffo. »Der Pilot ist ein wahrer Künstler. Es gelang ihm ein geschicktes Ausweichmanö- ver, so daß die Maschine von uns nicht voller Wucht getroffen wurde.«
»Und dann?« Ammorghs Hand legte sich auf den kunstvoll verzierten Griff des Höllenschwerts.
Calffo erschrak. Würde ihn Ammorgh bestrafen? Er berichtete hastig und hoffte, daß der Herr von Blackrock Hall seine Waffe nicht gegen ihn richtete. »Ich wollte sie allein noch einmal angreifen«, beeilte sich Calffo hinzuzufügen. »Doch dann dachte ich, es wäre vernünftiger, umzukehren und dir Bericht zu erstatten, damit du neue Maßnahmen treffen kannst.«
Ammorgh schien heute seinen nachsichtigen Tag zu haben. Er ließ das Höllenschwert stecken. Vermutlich war das Mädchen an seiner versöhnlichen Stimmung schuld. Die Jagd auf die Wasserskifahrerin hatte ihm großen Spaß gemacht. Calffo fiel ein riesiger Stein vom schwarzen Herzen.
»Ich sah, wie sie notlanden mußten«, erzählte er noch.
»Wo sind sie jetzt?« wollte der Geierdämon wissen.
Calffo beschrieb ihm die Gegend. Ammorgh wußte, wo das war.
Er nickte mit finsterer Miene. »Dann werden sie meine Macht eben anders zu spüren kriegen!« sagte er und starrte zum Fenster hinaus.
Sein Geist rief ein Medium, das ihm Tony Ballard und Mr. Silver von Hals schaffen sollte.

***

Das Medium hieß Ken Nimoy.
Der Mann lebte in Dunkeid, einem alten Ort in den Grampian Mountains. Er war Kaufmann, ein freundlicher Mensch, der mit seinen Kunden gut auskam. Daß er über mediale Fähigkeiten verfügte, wußte er nicht. Er hatte keine Ahnung, daß er von jedem Dämon jederzeit abberufen werden konnte. Nur den schwarzen Wesen waren die Namen der Medien, die sie beeinflussen konnten, bekannt. Leider gibt es viele von Ken Nimoys Sorte. Sie sind arm dran, denn sie können

nichts für ihre hypersensible Veranlagung, die sich die Unterwelt nach Belieben zunutze machen kann.

Nimoy war verheiratet. Er liebte seine Frau. Kindersegen war dem Ehepaar bisher noch versagt geblieben, doch sie gaben die Hoffnung nicht auf, daß sich doch noch einmal Nachwuchs einstellen würde.

Zumeist stand Anne Nimoy zusammen mit ihrem Mann im Laden. Sie fehlte nur dann, wenn sie krank oder im Haushalt beschäftigt war.

Während sie Mrs. Franklyn bediente, fertigte ihr Mann, dieser rundliche, gutmütige Bursche, Mrs. Wimmerforce ab.

»Sonst noch was, Mrs. Wimmerforce?« fragte er höflich.

Die spitznäsige Frau mit dem unsympathischen Gesicht war die Dorfklatsche. Was sie sah oder was ihr zu Ohren kam, mußte sie unbedingt sofort weitererzählen, sonst hätte es ihr Löcher in die Zunge gebrannt.

»Nein, Mr. Nimoy, das ist alles – für heute. Morgen komme ich ja wieder.«

»Wir stehen immer gern zu Diensten«, sagte Ken Nimoy. Freundlichkeit war ihm oberstes Gebot. Er mochte zwar Mrs. Wimmerforce absolut nicht leiden, aber er hätte ihr das niemals gezeigt.

Schließlich lebte er von seinen Kunden. Auch von Mrs. Wimmerforce, die ihm hin und wieder schrecklich auf die Nerven ging.

Aber er verzieh es ihr stets. Sie war eine alte verbitterte Jungfer, übriggeblieben, weil kein Mann sie haben wollte. Er versuchte für sie Verständnis aufzubringen, wenn ihm das auch nicht immer leichtfiel.

»Wissen Sie schon das Neueste?« fragte Mrs. Wimmerforce und rollte wichtigtuerisch die Augen. Sie erhob die Stimme, damit auch Mrs. Franklyn und Mrs. Nimoy hörten, was sie sagte.

Der Kaufmann zuckte die Achseln.

»Rossiters Tochter soll ein Kind kriegen.«

»Ist nicht wahr«, sagte Ken Nimoy überrascht.

»Da staunen Sie, was?«

»Allerdings«, gab Nimoy zu.

»Nelly Rossiter ist doch selbst noch ein Kind«, sagte Mrs. Franklyn.

Mrs. Wimmerforce zog die Mundwinkel verächtlich nach unten.

»Die heutige Jugend ist abgrundtief schlecht, sage ich Ihnen. So etwas hat es zu meiner Zeit nicht gegeben.«

»Aber ja, hat es auch«, widersprach ihr Ken Nimoy. »Es kam nur nie so rasch an die Öffentlichkeit.« Und er dachte: Das liegt zum Großteil an dir, alte Gewitterziege, daß bei uns in Dunkeid immer gleich jeder über jeden Bescheid weiß. Wie muß man es eigentlich anstellen, daß du von einer Sache *nicht* Wind kriegst?

Die Wimmerforce winkte energisch ab. Widerspruch duldete sie nicht. »Zu meiner Zeit war die Jugend noch sauber, Mr. Nimoy. Als

ich in Nelly Rossiters Alter war, hätte mich kein Junge um den Finger wickeln können. Wir waren eben noch auf Anstand und Moral bedacht.«

Dich hat keiner um den Finger zu wickeln versucht, weil du zu häßlich warst! dachte Nimoy, und er wunderte sich ein bißchen über seine gehässigen Gedanken, über die er sich seltsamerweise diebisch freute. Und da du im Laufe der Jahre immer häßlicher wurdest, alter Drachen, fiel es dir nicht schwer, keusch zu bleiben.

Ich wette, du wärst gern so wie Nelly Rossiter gewesen.

»Weiß man, wer der Vater ist?« fragte Mrs. Franklyn neugierig.

Die Wimmerforce hob den Kopf und schob ihr Kinn arrogant vor.

»Natürlich nicht. Es kann fast jeder Junge in Dunkeid gewesen sein. So eine ist Nelly Rossiter nämlich.«

Schwarze Finger griffen plötzlich nach Ken Nimoy. Sie drehten ihm zum erstenmal im Leben um. Aus dem freundlichen, kreuzbraven Kaufmann, der für alles Verständnis aufbrachte und für jeden ein nettes Wort auf den Lippen hatte, wurde ein böser, aggressiver Mensch. Es funkelte mit einemmal gemein in seinen Augen, und er hatte den Wunsch, Mrs. Wimmerforce wehzutun.

»Sag mal, warum kümmerst du dich nicht um deinen eigenen Kram, häßliche alte Schachtel?« platzte es aus ihm heraus.

Anne, seine Frau, starrte ihn entgeistert an.

Auch Mrs. Franklyn war völlig perplex. Sie glaubte sich verhört zu haben. Das konnte doch unmöglich Mr. Nimoy gesagt haben, was sie soeben vernommen hatte.

»Warum steckst du deine miese lange Nase immer in anderer Leute Angelegenheiten?« herrschte Ken Nimoy die Frau an.

»Ken!« rief Anne Nimoy entsetzt.

»Halt die Klappe, Anne!«

»Ken, hast du den Verstand verloren?«

Die Wimmerforce japste nach Luft. Kreidebleich war sie geworden, und sie faßte sich an die knöcherne Brust. »Mr. Nimoy!«

preßte sie mühsam hervor..

»Mr. Nimoy!« äffte der Kaufmann ihren verstörtverzweifelten Tonfall nach.

»Also ich muß schon sagen…«

»Du mußt nichts mehr, du hast in diesem Dorf schon viel zu zuviel geredet, verdammte Ratsche!« brüllte Nimoy sie an.

Die Wimmerforce wich steif vor ihm zurück. »Ihre Frau hat recht, Sie müssen den Verstand verloren haben. Wie können Sie es wagen, in diesem Ton mit mir zu reden? Wissen Sie nicht mehr, wen Sie vor sich haben?«

»Aber ja doch, das weiß ich nur zu gut: die größte Dreckschleuder von Dunkeid und Umgebung!«

Das war zuviel für Mrs. Wimmerforce. Sie kriegte den Mund nicht mehr zu. »Das… das ist ja unerhört!« schrie sie. »Sie sehen mich nie wieder, Sie unverschämter Lümmel!«

Sie rannte zur Tür.

»Ja, verschwinde, du Vogelscheuche!« brüllte ihr der Kaufmann nach. »Und laß dich hier nie wieder blicken, sonst werfe ich dich eigenhändig hinaus!«

Die Wimmerforce stürzte aus dem Laden und knallte die Tür hinter sich zu. Anne Nimoy war fassungslos. Auch Mrs. Franklyn fehlten die Worte. Ken Nimoy blickte die Frauen herausfordernd an.

»Was glotzt ihr mich so an? Soll ich euch auch ein paar Grobheiten sagen?«

»Ken…«, stöhnte Anne Nimoy.

Der Einfluß des Bösen machte den Kaufmann rabiat. »Ken! Ken! Ken! Meine Güte, wie kotzt mich das hier alles an!« schrie Nimoy, wandte sich um und verließ den Laden durch die Hintertür.

Immer intensiver wurde der schwarze Kontakt. Das war etwas Vages, bekam allmählich Konturen. Ein Name festigte sich in Nimoys Gehirn: Ammorgh, und er wußte – das ist mein Herr, mein Gebieter, ihm muß ich gehorchen, und zwar bedingungslos. Was er befiehlt, muß geschehen.

Noch erkannte Ken Nimoy den Befehl nicht. Es drängte ihn nur ins Freie. Kaum war er draußen, da traf ihn ein neuer Impuls, ein ganz klarer Auftrag: ›Setz dich in deinen Wagen!‹ Nimoy eilte auf das Fahrzeug zu, es war ein neuer dunkelgrüner Vauxhall. Er riß die Tür auf der Fahrerseite auf.

Anne hastete verstört aus dem Haus. »Ken! Ken, wo willst du hin?«

»Geht dich nichts an!« blaffte Nimoy.

»Ken, ich mache mir Sorgen um dich. Was ist los mit dir? Was hat dich so verändert?«

»Kümmere dich um deinen eigenen Kram! Laß mich in Ruhe!«

»Irgend etwas stimmt doch nicht mit dir! Soll ich Doktor Aberstyn…«

»Ich brauche keinen Arzt. Ich bin in Ordnung!«

»Fahr nicht weg! Ich bitte dich!«

›Setz dich in deinen Wagen!‹ Da war der Befehl wieder. Ken Nimoy wußte, daß er gehorchen mußte. Er würdigte seine Frau keines weiteren Blickes, schwang sich hinter der Lenkrad.

»Ken…«

Er startete den Motor.

»Ken, in deinem Zustand ist es gefährlich, mit dem Auto zu fahren!«

»Weg da!« schrie Nimoy. »Sonst fahre ich dich über den Haufen!«

Er raste los. Die Richtung war ihm vorgegeben. Völlig durcheinander blieb Anne Nimoy zurück. Sie war ratlos. Ken brauchte Hilfe, aber er wollte sich nicht helfen lassen. Wie sollte sie verhindern, daß ihm

etwas zustieß?

Er hat den Verstand verloren, ganz plötzlich, dachte sie. Der arme Mann…

Ken Nimoy verließ Dunkeid. Auf der Fahrt durch den Ort sah er Mrs. Wimmerforce, die mit Leuten beisammenstand und empört berichtete, wie sie im Kaufmannsladen behandelt worden war.

Er schlug auf die Hupe, lachte gemein zum Fenster hinaus und machte ein ordinäres Zeichen.

Die letzten Häuser von Dunkeid blieben hinter ihm. Er raste an der Ortstafel vorbei und fuhr die gewundene Straße hoch.

Etwas füllte ihn aus, was sich noch nie in ihm befunden hatte.

Kraft, finstere Energie, die Fähigkeit, zu hassen, der Wille, böse und gemein zu sein.

Das war ein Ken Nimoy, wie ihn keiner kannte. Der Mann hatte sich um 180 Grad gedreht. Das Böse lenkte ihn nun, ausgehend von Ammorgh, dem Geierdämon, der sich viele Meilen von ihm entfernt befand.

Der schwarze Ruf war ausgesandt worden, und das Medium mußte sich ihm fügen.

Nimoy knüppelte seinen Vauxhall durch das enge Tal hinter Dunkeid. Er fuhr unverantwortlich schnell. Es war ihm aufgetragen worden, sich zu beeilen. Er überholte einen Kleinwagen kurz vor einer unübersichtlichen Kurve. Das grenzte schon beinahe an Selbstmord. Brutal schnitt er in die Fahrspur des anderen Fahrzeugs, und als der Fahrer hupend protestierte, brüllte Ken Nimoy:

»Der Teufel soll dich holen!«

Die Fahrt ging über zwei Bergrücken, durch einen dichten Wald und wieder durch ein Tal, das beiderseits von saftigen Wiesen flankiert war.

Ammorgh führte Nimoy. Der Kaufmann brauchte nicht zu denken. Er brauchte sich nur leiten zu lassen.

Er wußte, daß er sich auf dem Weg zu drei Männern und einem defekten Hubschrauber befand. Ihm war bekannt, daß sie die Absicht gehabt hatten, mit dem Helikopter Blackrock Hall zu erreichen.

Und ihm war klar, daß die Männer dort nicht ankommen durften. Ammorgh wollte es nicht, und Ammorghs Wünsche mußten Ken Nimoy heilig sein.

Er raste in eine enge Kurve. Augenblicke später sah er die Maschine in der Ferne glänzen. Ein hämisches Grinsen huschte über seine Züge. Er drosselte das Tempo, bummelte auf die Männer zu, die am Straßenrand standen.

Da seid ihr ja, dachte Nimoy haßerfüllt. Ihr wartet auf Hilfe. Hier ist sie. Ihr werdet euer blaues Wunder erleben!

***

Kate Gregory befand sich in einem düsteren Saal von riesigen Ausmaßen. Sie war an einen dicken Eisenring gefesselt, der in die Steinquaderwand eingelassen war, trug nur noch ihren winzigen Tanga.

Stufen führten zu ihr hoch. Etwa 25 bis 30. Neben ihr stand ein thronähnlicher Sessel, in dem Ammorgh saß. Breitbeinig, mit finsterem Blick starrte er zum Ende der Treppe hinunter.

Dort saßen seine Leute – gekleidet wie er. Sie hockten auf Kissen und tranken aus goldenen Schalen eine rote Flüssigkeit, die wie Blut aussah.

Kate schüttelte sich. Angst, Grauen und Ekel folterten sie. Ammorghs Gefolge labte sich allem Anschein nach an Opfern, die ihnen in die Hände gefallen waren.

Schon lange war dem unglücklichen Mädchen klar, daß ihm dasselbe Schicksal bestimmt war.

Kate dachte verzweifelt an ihren Onkel, der bestimmt alles versuchen würde, um ihr zu helfen.

Aber konnte er wirklich etwas für sie tun? Lief er nicht Gefahr, selbst ein Opfer dieser Schwarzblütler zu werden?

Ammorgh wandte sich ihr zu. »Wie gefällt es dir bei mir?«

»Ich möchte weg! Ich flehe Sie an, geben Sie mir meine Freiheit wieder!«

»Das ist unmöglich. Kein Mensch, der Blackrock Hall je von innen gesehen hat, überlebt das.«

»Warum haben Sie mich hierher geholt?«

»Weil ihr euch zu nahe an mein Schloß heranwagtet. Das weckte meine Jagdleidenschaft«, sagte der Geierdämon und grinste.

»Wir hatten keine Ahnung…«

»Doch!« fiel Ammorgh dem Mädchen scharf ins Wort. »Dein Onkel wußte, daß es gefährlich ist, zu nahe an Blackrock Hall heranzukommen. Aber er nahm das nicht ernst. Das mußt du nun büßen.«

»Und Onkel Hollis?«

»Keine Sorge, auch er geht nicht leer aus«, sagte Ammorgh und lachte.

»Was… was haben Sie mit mir vor?«

»Möchtest du das wirklich wissen?« fragte Ammorgh zurück.

»Nun, dann will ich es dir vorführen. Meine Untertanen sind unersättlich. Sie haben immer Hunger. Ich kann ihnen noch so viele Menschen zum Fraß vorwerfen – sie kriegen nie genug.«

Kate Gregory preßte die Lippen entsetzt zusammen.

Der Geierdämon grinste. »Noch hast du Angst vor dem Sterben, aber das wird sich ändern. Bald wirst du dich auf den Tod freuen.«

Kate schüttelte wild den Kopf. »Niemals!«

»Das Höllenschwert wird Einfluß auf dich nehmen«, sagte Ammorgh. »Es wird dich allmählich in seinen Bann schlagen, und du wirst von dem unbändigen Wunsch beseelt sein, meinem Schwert deine Seele zu schenken!«

»Nie! Nie! Nie!« schrie Kate Gregory verzweifelt. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie auf einmal nicht mehr an ihrem jungen Leben hing, daß sie es achtlos wegwerfen wollte. Sterben war für sie etwas Schreckliches.

»Alle meine Opfer dachten wie du«, sagte Ammorgh. »Aber sie haben ihre Meinung geändert.«

»Das werde ich nicht tun!«

»Das Höllenschwert wird dich soweit bringen«, behauptete der Geierdämon. Er legte seine Hand auf den Griff der Waffe. »Damit kann ich jeden Feind vernichten. Selbst dämonische Widersacher hatten gegen mich und dieses Schwert keine Chance!«

Er zog das Schwert. Kate erstarrte das Blut in den Adern. Sie dachte, der Dämon würde sie nun töten.

Doch er setzte ihr nur die Schwertspitze ans Herz, stieß nicht zu.

Eiskalt war das Höllenschwert.

Kate fühlte ein seltsames Prickeln auf ihrer Haut. Kälte ließ sie erschauern. Sie bemerkte, daß irgend etwas mit ihr passierte.

»Das Höllenschwert nimmt Maß«, sagte Ammorgh grinsend.

»Bald wird es dein sehnlichster Wunsch sein, zu sterben!«

Niemals, wollte Kate wieder schreien, doch das Wort kam nicht mehr über ihre Lippen. Das Höllenschwert verbot es ihr, und sie war gezwungen, zu gehorchen. Schweißtröpfchen bildeten sich auf ihrer Stirn.

Fing es schon an? Nahm das schreckliche Schwert schon seinen Einfluß auf sie? Undefinierbare Ströme flossen in ihren Körper und vergifteten ihn.

»Was mit dir geschieht, willst du wissen«, sagte Ammorgh. »Ich habe versprochen, es dir vorzuführen.«

Er wandte sich um und rief mit donnernder Stimme einen Namen. Seine Gefolge am Fuße der Treppe verstummte.

Eine schwere Tür drehte sich ächzend in den Angeln, und Augenblicke später trat aus einem düsteren Gang ein hübsches rothaariges Mädchen.

Sie trug eine Art Tunika, die über ihren Knien endete. Kate kam ihr Gesicht bekannt vor. Stammte dieses Mädchen nicht aus Tamcout? Kate war nicht ganz sicher, aber sie glaubte, die Rothaarige da mal gesehen zu haben.

Serena nannte Ammorgh sie. Er befahl ihr, vor ihn hinzutreten.

Sie starrte auf das Höllenschwert. Ein fanatisches Glitzern erschien in ihren Augen. »Ist es endlich soweit, Herr?« fragte die aufgeregt.

Ammorgh warf Kate einen triumphierenden Blick zu. »Hörst du das? Serena kann es nicht mehr erwarten, ihre Seele meinem Schwert zu überlassen. Noch vor kurzem war sie so verzweifelt und unglücklich wie du. Sieh sie dir nun an. Wie glücklich sie ist.«

»Darf ich…«, flüsterte Serena. »Darf ich sterben?«

Der Geierdämon nickte. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine grausamen Lippen.

Serena legte die Tunika ab. Splitternackt sank sie am oberen Treppenrand auf die Knie. Wenn Ammorgh sie nun tötete, würde sie die Stufen hinunterrollen und vor seinem Gefolge liegenbleiben.

Das rothaarige Mädchen breitete die Arme aus. Sie war in ihr Schicksal ergeben, wartete ungeduldig auf das Ende.

Kate konnte das nicht begreifen. Wie kann man sich nur auf den Tod freuen? »Serena!« rief Kate.

»Es ist Zeit für mich, etwas Nützliches zu tun«, antwortete Serena ernst.

»Was ist daran nützlich, wenn du dich aufgibst, wenn du dich nach dem Tod sehnst?«

»Das verstehst du nicht – noch nicht«, erwiderte Serena. »Aber die Einsicht wird bald kommen. Dann sehen wir uns wieder.« Sie richtete ihren flehenden Blick auf Ammorgh. »Bitte!« flüsterte sie.

»Jetzt! Gib mir den Tod, Herr!«

Ammorgh holte mit dem Höllenschwert aus, und als er zuschlug, fuhr Kate Gregory ein Eissplitter ins Herz…

***

»Tony!« rief Mr. Silver erregt aus. »Ein Wagen!«

»Ich bin nicht taub«, gab ich zurück.

»Ach, nicht?« tat der Ex-Dämon erstaunt und grinste breit.

»Weiß du, was ich gern mal tun würde?«

»Was denn?«

»Dir einen Schneidezahn lockern.«

»Dabei müßten dich mindestens zehn Hilfsarbeiter unterstützen«, erwiderte der Hüne mit den Silberhaaren und lachte schallend.

»Angeber. Das war mal. Heute ist nicht mehr allzuviel mit dir los.«

Der Ex-Dämon hielt mir die rechte Wange hin. »Okay, knall mir eine. Mal sehen, ob du das Echo verträgst.«

Freunde, die Versuchung war groß, dem Großmaul wirklich eine zu scheuern, aber da war dieser dunkelgrüne Vauxhall, den wir nicht vorbeilassen durften.

»Er muß uns mitnehmen!« tönte Mr. Silver. »Ich lass' ihn einfach nicht vorbei.« Der Hüne stellte sich mitten auf die Straße und ruderte mit den Armen in der Luft herum. Mr. Silver war so postiert, daß der Vauxhall ihn niederstieß, wenn der Fahrer nicht auf die Bremse stieg.

Mir fiel auf, daß es der Mann im Auto nicht eilig hatte. Er bummelte auf uns zu. Das erhöhte unsere Chance, daß er uns mitnahm.

Sollte er es aus reiner Straßenkameradschaft nicht tun wollen, würde ich mit ein paar Geldscheinen nachhelfen. Egal, was es kostete, wir mußten unseren Weg nach Blackrock Hall so schnell wie möglich fortsetzen.

Der Vauxhall stoppte einen Meter vor Mr. Silver. Der Ex-Dämon sagte etwas, was überhaupt nicht stimmte: »Sie schickt uns der Himmel!« Aber wie hätte er wissen sollen, daß das Gegenteil der Fall war?

Ein rundlicher Mann mit gutmütigen Augen stieg aus dem Auto.

»Notlandung?« fragte er und wies auf den defekten Hubschrauber.

»Leider ja«, sagte ich und trat zwei Schritte näher. Den Angriff der Geierdämonen verschwieg ich. Ich wollte nicht, daß der Mann dachte, ich wollte ihn auf den Arm nehmen.

»Ich hatte noch nie großes Vertrauen zu diesen Maschinen«, behauptete der Mann und kräuselte seine Nase. »Was ist denn kaputt?«

Mr. Silver winkte ab. »Ach, fragen Sie lieber, was daran noch ganz ist.«

Der Pilot hatte per Funk bereits gemeldet, daß er hier festsaß. Es war mit ihm vereinbart, daß er beim Helikopter blieb und auf Hilfe wartete, während wir das nächstbeste Auto enterten, um auf diesem Weg Blackrock Hall zu erreichen.

»Hören Sie, Mister…«, begann ich.

»Nimoy. Ken Nimoy. Ich besitze einen Kaufmannsladen in Dunkeid. Kennen Sie Dunkeid?«

»Nein«, sagte ich. »Mr. Nimoy, es ist für uns sehr wichtig, so rasch wie möglich nach Morglanssie zu kommen. Das ist ein kleiner Ort, der am Loch Dombar liegt.«

»Weiß ich. Kenne ich«, sagte Nimoy. »Und ich kann Ihnen eine überaus erfreuliche Eröffnung machen: Genau dorthin muß ich.«

»Tatsächlich? Das ist ja wunderbar. Würden Sie meinen Freund und mich mitnehmen? Das ist übrigens Mr. Silver, und ich bin Tony Ballard.«

»Angenehm«, sagte Nimoy. »Selbstverständlich können Sie bei mir mitfahren. Warum auch nicht? Meiner Ansicht nach helfen die Menschen einander viel zu wenig. Steigen Sie ein, Mr. Ballard.«

»Vielen Dank.« Ich setzte mich auf den Beifahrersitz. Mr. Silver nahm im Fond des Wagens Platz.

Nimoy wies auf den Piloten. »Was macht er?«

»Er bleibt hier«, sagte ich. »Man wird ihn bald abholen. Ein entsprechender Funkspruch ist bereits abgesetzt.«

»Na schön, dann wollen wir mal«, sagte Nimoy. »Freut mich, nun Reisebegleitung zu haben. Ich hasse es, allein zu fahren. Bin ein

geselliger Typ, wissen Sie.«

Nimoy gab Gas. Der Pilot hob die Hand und winkte uns zu, ich winkte zurück und der Pilot begab sich zum Helikopter.

»Wie weit ist es bis nach Morglanssie?« fragte Mr. Silver.

»Schätze fünfzehn Kilometer«, antwortete Ken Nimoy. »Das haben wir gleich heruntergespult. Darf man fragen, was Sie in Morglanssie wollen? Haben sie da geschäftlich zu tun?«

»Ja«, sagte ich, und das stimmte auch. Unser Job erforderte unsere Anwesenheit in Morglanssie. Was für einen Beruf wir ausübten, erwähnten wir nicht, und Ken Nimoy fragte nicht danach. Das ersparte mir, ihm ein Märchen aufzutischen.

Der Kaufmann erzählte viel über sich, seine Frau Anne und seine Kundinnen. Vor allem über Mrs. Wimmerforce, eine penetrante Dorfklatschtante, erfuhren wir eine ganze Menge.

Die Fahrt mit Nimoy war sehr kurzweilig. Der Mann verstand es sehr geschickt, uns abzulenken, einzulullen. Nie wären wir auf die Idee gekommen, daß er unser Feind war, daß das Böse ihn lenkte, daß uns von ihm große Gefahr drohte.

Die Straße wurde kurvenreich. Rechts ging es ziemlich steil nach unten. Der Hang war felsig, und für mein Empfinden fuhr Nimoy ein bißchen zu schnell.

Da wir ihm aber dankbar sein mußten, daß er uns mitnahm, wollte ich seine Fahrweise nicht kritisieren.

Er kannte die Strecke bestimmt sehr genau und wußte vermutlich, wie weit er mit seinem fahrerischen Können gehen konnte, ohne daß etwas passierte.

»Was haben Sie denn in Morglanssie zu erledigen?« fragte ich, um die Unterhaltung in Fluß zu halten.

»Eigentlich muß ich nicht direkt nach Morglanssie«, sagte Ken Nimoy.

»Sondern?«

»Blackrock Hall«, sagte der Kaufmann zu meiner großen Verwunderung.

»Auf das Schloß? Kennen Sie den Schloßherrn?«

»Ammorgh? Ja.«

»Hatten Sie mit ihm schon mal zu tun?«

»Nein.«

»Eben sagten Sie, Sie würden ihn kennen.«

»Nun ja, das ist vielleicht ein bißchen schwer zu verstehen«, sagte Ken Nimoy. »Sagen wir, ich kenne Ammorgh deshalb, weil er seit kurzem in mir ist.« Der Kaufmann ließ schlagartig die biedere, freundliche Maske fallen, mit der er uns getäuscht hatte. Ein haßerfülltes, grausames Gesicht kam zum Vorschein. »Ich soll Sie von ihm grüßen!« knurrte Nimoy, und gleichzeitig riß er das Steuer nach

rechts.
Wir rasten auf den Abgrund zu! Mir wurde angst und bange. Ken Nimoy hatte die Absicht, sich mit uns in die Tiefe zu stürzen. Daß er dabei auch sein Leben verlor, schien ihm nichts auszumachen.
Wichtig war ihm nur eines: daß wir mit ihm draufgingen!

***

Ratten!
Hungrige Ratten! Hollis Waxman sah sich einer Legion dieser schwarzgrauen Biester gegenüber. Ihn ekelte vor diesen Tieren. Die Besessenen von Morglanssie schienen gewußt zu haben, was ihn hier drinnen erwartete, deshalb waren sie ihm nicht gefolgt.
Ihre Aufgabe war erfüllt. Sie brauchten sich nicht mehr um Waxman zu kümmern, konnten in ihr Dorf zurückkehren. Was weiter mit ihm passierte, interessierte sie nicht mehr.
Da stand er nun, mit der Sichel – dieser lächerlichen Waffe – in der Hand. Hinter ihm befand sich das Gitter, das eine Flucht aus dem Stollen unmöglich machte. Vor ihm waren diese vielen Ratten, die nach seinem Fleisch, nach seinem Blut gierten…
Waxmans Herz schlug kräftig, seine Schlagadern am Hals zuckten. Noch griffen die Ratten ihn nicht an.
Wie lange würde es dauern, bis sie sich auf ihn stürzten? Was tun? Abwarten? Dazu fehlte ihm die nervliche Kraft.
Zuviel war an diesem schrecklichen Tag schon passiert. Er fragte sich, wie die Ratten reagieren würden, wenn er sich langsam, ganz vorsichtig in Bewegung setzte.
Würden sie ihn durchlassen? Würden sie ausweichen?
Wohin führte dieser Gang? Das war die zweite Frage, die Hollis Waxman beschäftigte.
Er nahm all seinen Mut zusammen und tat den ersten Schritt. Seine Nerven waren in diesem Moment bis zum Zerreißen angespannt.
Beinahe trat er auf einen der Nager drauf. Das Tier rührte sich nicht von der Stelle. Das ärgerte Hollis Waxman so sehr, machte ihn so wütend, daß er der Ratte einen Tritt gab.
Das Nagetier stieß einen hellen Piff aus, flog durch die Luft und knallte gegen die Felswand.
Der Piff war das Startsignal für die anderen Tiere. Jetzt griffen sie an. Der Boden geriet in aufgeregte Bewegung. Tierleiber türmten sich übereinander. Jede Ratte schien Hollis Waxman als erste erreichen zu wollen.
Sie schnellten an ihm hoch, bissen ihn in die Beine. Er brüllte auf, schüttelte sie ab, zertrat etliche von ihnen, stürmte vorwärts.
Der süßliche Geruch seines Blutes machte die kleinen Bestien rasend. Sie sprangen ihm auf die Brust, ins Kreuz, auf die Schultern.

Er hackte mit der Sichel nach ihnen, packte sie, riß sie sich vom Körper, schleuderte sie gegen die Wand, stürmte weiter – die Biester hinter ihm her.

Er kickte sie fort, warf sie kraftvoll auf den Boden, wehrte sie ab, so gut er konnte, doch sie erwischten ihn immer wieder.

Blind hetzte er durch die Dunkelheit. Ab und zu hatte er den Eindruck, jemand würde ihm die Nager entgegenschleudern, denn sie flogen ihm wie Wurfgeschosse ins Gesicht, kratzten ihn mit ihren kleinen Krallen und versuchten ihn zu beißen.

Waxman blutete aus zahlreichen Wunden. Seine Kleidung hing in Fetzen an ihm. Er stolperte und erschrak.

Nur nicht stürzen! schrie es in ihm. Sonst bist du verloren!

Aber er stürzte dennoch. Hart landete er auf dem Boden. Sofort waren die hungrigen Tiere auf ihm.

Hollis Waxman rollte sich auf die Seite, erdrückte einige Nager unter sich, sprang auf, schüttelte zahlreiche Biester ab und keuchte weiter.

Eine Treppe. Waxman stampfte sie hoch. Die Anstrengung verzerrte sein Gesicht. Was für ein grauenvoller Tag…

Eine Tür. Vielleicht die Rettung! dachte Waxman. Sie darf nur nicht abgeschlossen sein.

Das war sie nicht. Er riß sie auf und schleuderte sie hinter sich gleich wieder zu. Fast alle Ratten blieben draußen.

Die wenigen, die es geschafft hatten, mit Waxman hereinzuhuschen, bekämpfte er nun angewidert. Er erschlug sie alle – mit der Sichel, oder einfach mit der bloßen Faust.

Aus. Vorbei. Er hatte Ruhe, war den Ratten entkommen. Erschöpft lehnte er sich an die Wand.

Großer Gott, wie oft würde es ihm noch gelingen, ganz knapp dem Tod zu entrinnen?

Zuerst hatten ihn die Bewohner von Morglanssie umbringen wollen, dann hatten diese verdammten Ratten ihn fressen wollen…

Was würde die Zukunft bringen? Hollis Waxman konnte sich nicht vorstellen, daß nun keine Gefahr mehr auf ihn lauerte. Mit so viel Glück wagte er nicht zu rechnen.

Herrgott noch mal, dachte er, wären wir bloß heute zu Hause geblieben.

Die Wunden, die ihm die Ratten gebissen hatten, brannten wie Feuer. Sie mußten verarztet werden. Die Biester konnten ihn infiziert haben. Eine Blutvergiftung hätte ihm gerade noch gefehlt.

Waxman versuchte sich zu sammeln. Er spürte, wie ihm das Blut über die Beine rann. Wie kam er aus diesem Stollen raus?

Jenseits der Tür warteten die hungrigen Ratten auf ihn. Selbst wenn es ihm gelungen wäre, diese Hürde noch einmal zu überwinden, hätte das Gitter ihn daran gehindert, die Höhle in dieser Richtung zu

verlassen.

Folglich stand ihm nur die andere Richtung zur Verfügung. Wohin würde er da kommen? Eine düstere Ahnung stellte sich bei ihm ein.

Auf diesem Weg gelangte man höchstwahrscheinlich in Ammorghs Schloß. Da wollte Hollis Waxman doch eigentlich hin – um Kate Gregory beizustehen. Aber er hatte sich das alles ganz anders vorgestellt.

Er fühlte sich elend, war entkräftet, erschöpft. Wie sollte er in seinem Zustand Kate helfen? Er brauchte selbst schon Hilfe.

Er war sich der Tatsache bewußt, daß jeder weitere Schritt vorwärts gefährlich war. Dennoch mußte er dieses Risiko eingehen, denn zurück konnte er nicht mehr.

Als er sich halbwegs erholt hatte, setzte er seinen Weg fort. In der vor Spannung zitternden Rechten hielt er immer noch die Sichel, an deren Schneide das Blut der Ratten klebte.

Welche Sicherungen hatte Ammorgh noch eingebaut, damit man nicht so leicht zu ihm gelangte? Waren sie alle tödlich gefährlich?

Hollis Waxman versuchte auf der Hut zu sein, doch es nützte nichts. Er mußte einfach in die nächste Falle tappen.

Unter seinen Füßen gab ganz plötzlich der Boden nach. Er wollte zurückspringen, doch die Zeit reichte nicht mehr.

Eine Falltür tat sich unter ihm auf. Er schrie erschrocken auf. Für einen winzigen Augenblick hatte er das Gefühl, in der Luft zu hängen. Dann sauste er nach unten.

Er fiel auf etwas Hartes. Es waren die bleichen Knochen eines Skeletts. Doch nicht nur ein Gerippe lag hier unten, sechs waren es.

Menschen, die dem Geierdämon in die Falle gegangen waren.

Wie waren sie ums Leben gekommen? Waren sie hier unten einfach verhungert?

Hollis Waxman wälzte sich zur Seite. Er stieß die Knochen von sich, und in der nächsten Sekunde erfuhr er, auf welche Weise die Unglücklichen ihr Leben verloren hatten.

Denn aus dem Boden wuchsen mit einemmal dicht nebeneinander gefährlich spitze Metallstacheln…

***

Al McLaren, der Wirt vom Loch Dombar Inn lächelte zufrieden, als er mit den anderen Besessenen nach Morglanssie zurückkehrte.

»Den Mann können wir vergessen. Er hat keine Chance mehr«, sagte er. »Wie ihr wißt, gibt es im Todesstollen unzählige Gefahren. Einer fällt er garantiert zum Opfer.«

»Aber er hat telefoniert«, sagte Robert Goulett, der Mann mit der Axt.

»Tja«, brummte McLaren ärgerlich. »Das hat er – leider.«

»Du hättest es nicht zulassen dürfen.«

»Ich wußte ja nicht sofort, was er vorhat. Als ich dann erfuhr, daß er diesen Dämonenjäger anforderte, war das ja schon nicht mehr zu verhindern. Aber mach dir deswegen keine Sorgen. Ammorgh weiß sich zu schützen. Ich bin sicher, er hat bereits die nötigen Abwehrmaßnahmen getroffen.«

Sie langten wieder in ihrem Dorf an. McLaren organisierte einen Löschtrupp, der den Scheunenbrand bekämpfte. Ein Schlauch wurde in den See gehängt und eine starke Motorpumpe verteilte das Wasser auf drei Spritzen. Dicke Wasserfontänen schossen in die Flammen. Bretter krachten herab. Funken stoben hoch.

Die Flammen wurden allmählich kleiner, dafür wurden die Rauch- und Dampfwolken immer größer.

Schließlich gloste das Holz nur noch.

Weiteres Wasser löschte die Glut. Das Feuer war besiegt.

»Wir haben einen Toten«, sagte Robert Goulett.

Al McLaren zuckte die Schultern. »Laßt ihn verschwinden.«

»Sollen wir ihn als Futter für die Geier auslegen?«

McLaren schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß sie ihn sich holen werden. Du weißt, daß sie lieber Menschen fressen, die sie selbst getötet haben. Hängt dem Toten einen Stein um den Hals und werft ihn in den See.«

Goulett nickte. Er bestimmte zwei Männer, die die Leiche mit ihm fortschaffen sollten. Sie fuhren nur ein Stück mit dem Boot auf den See hinaus.

»Faßt mit an!« verlangte Goulett.

Mit vereinten Kräften hievten sie den Toten samt Stein über den Bootsrand. Die Leiche klatschte ins Wasser und versank.

»So«, brummte Goulett. »Das wäre erledigt.«

Sie kehrten nach Morglanssie zurück.

Als sie an Land gingen, stutzte Goulett, denn es kam nicht oft vor, daß sich ein Wagen in ihr Dorf verirrte…

***

Ammorgh war in Ken Nimoy!

Und der Dämon im Kaufmann verlangte von diesem, daß er sich mit uns in seinem Wagen in die Tiefe stürzte.

Verdammt gerissen hatte Ammorgh das eingefädelt. Zuerst schickte er uns drei Geier, die unseren Hubschrauber zum Absturz bringen sollten.

Als das nicht so recht geklappt hatte, unser Helikopter aber immerhin so defekt geworden war, daß wir nicht mehr weiterfliegen konnten, hatte Ammorgh Ken Nimoy in Marsch gesetzt, und wir waren ahnungslos zu ihm in den Wagen gestiegen, was uns nun zum Verhängnis werden sollte.

Ammorgh verlangte unseren Tod – und Nimoy hatte zu gehorchen. Er befolgte den Befehl mit einer erschreckenden Begeisterung.

Ich spürte, wie sich alles in mir zusammenkrampfte. Der Vauxhall erreichte in diesem Moment den Straßenrand.

Ich wollte den Absturz verhindern, indem ich mich nach rechts warf und nach dem Lenkrad griff.

Doch Nimoy ließ keine Kurskorrektur zu. Wie ein Wahnsinniger lachte er aus vollem Halse.

Als würde ihm nichts passieren. Dabei war sein Leben genauso bedroht wie unseres. Es gab nur einen Unterschied: Nimoy machte es nichts aus, zu sterben. Er gab sein Leben für Ammorgh.

Wir hatten sehr viel dagegen, erschlagen zwischen Felsen herumzuliegen. Nimoy schlug nach meinen Händen. Er wehrte mich ab.

Die Katastrophe ließ sich nicht mehr vermeiden.

Schon sackte die Vauxhall-Schnauze vorne ab. Mir brach der Schweiß aus allen Poren. War das wirklich das Ende?

***

Ein fremder Wagen in Morglanssie!

Das war eine Seltenheit. Die Besessenen verschwanden sofort von der Bildfläche, wie stets, wenn Fremde in ihr Dorf kamen. Sie lagen versteckt auf der Lauer und warteten den günstigsten Moment ab, um zuschlagen zu können.

Der Wagen war ein weißer Chrysler, allerletztes Modell, blitzsauber, mit funkelndem Chrom. Das Fahrzeug dokumentierte: der Besitzer hat Geld.

Der Mann, dem der Wagen gehörte, hieß Ray Randall. Er war Fotograf und behauptete von sich, noch besser als der berühmte David Hamilton zu sein.

Auch der fotografierte fast ausschließlich junge hübsche Mädchen, und er war ständig auf der Suche nach einer Kulisse, einem wirkungsvollen Rahmen, in den er seine Girls stellen konnte.

Auf dieser Suche gelangte er nach Morglanssie, und er war von dem einsamen Dorf sofort fasziniert.

Randall trug ein weißes Pilotenhemd mit Achselklappen. In seinem Ausschnitt bauschte sich ein weinrotes Halstuch mit hellen Tupfen.

Er war nicht allein unterwegs. Susan Shawn, Aretha Stone und Doris Kelley begleiteten ihn. Sie waren seine derzeitigen Topmodelle.

Seit zwei Wochen zigeunerte er mit ihnen durch die Grampian Mountains, und die Fotos, die er nach Hause bringen würde, versprachen eine echte Sensation zu werden.

Randall sah gut aus, war groß, schlank und dunkelhaarig. Er hatte männlich-markante Züge, und es gehörte zu seinen Gepflogenheiten,

daß er mit allen seinen Modellen schlief.

Sie hatten ihm diesbezüglich noch niemals Schwierigkeiten gemacht. Im Gegenteil, sie wären ihm böse gewesen, wenn er's bei ihnen nicht versucht hätte. Geradezu verrückt waren sie nach ihm.

Er brauchte sich um die Mädchen nicht einmal besonders zu bemühen. Zumeist waren sie es, die ihn zu sich ins Bett holten.

Natürlich gab es auch einige Ausnahmen, und bei denen machte es Ray Randall besonderen Spaß, wobei er niemals mit der Brechstange ans Ziel zu gelangen versuchte.

Eine seiner großen Tugenden war, daß er warten konnte. Er hatte eine schier endlose Geduld, und sie hatte sich bisher noch immer bezahlt gemacht.

Er fand, daß er mit den Mädchen, mit denen er intim gewesen war, besser arbeiten konnte. Es gab kein Geheimnis mehr zwischen ihnen. Er kannte sie so gut, wie ein Mann sie nur kennen konnte, und so fiel es ihm leichter, sie zu lenken und auf ihr Wesen einzugehen.

»Morglanssie«, sagte er und schaltete in den Leerlauf. »Da wären wir. Dieses Nest ist ja noch viel trostloser, als ich es mir vorgestellt habe. Bildhübsche Mädchen in diesem tristen Rahmen, das ist ein besonders effektvoller Kontrast. Wir müssen nur sehen, daß wir ihn auch so ins Bild kriegen, wie wir ihn empfinden.«

Susan Shawn, eine blonde Nymphe von neunzehn Jahren, rümpfte die Nase. Sie saß neben Randall. »Also ich weiß nicht, Ray, mir gefällt es hier überhaupt nicht.«

»Mir auch nicht«, sagte Aretha Stone.

Randall lachte und schnippte mit dem Finger. »Seht ihr, genau so etwas habe ich die ganze Zeit gesucht. Die Gegenden, in denen wir in den letzten Tagen gearbeitet haben, waren zwar recht nett, aber es fehlte ihnen allen das gewisse Extra. Hier ist es!«

»Wieviel Zeit willst du hier verbringen, Ray?« erkundigte sich Doris Kelley.

»Weiß ich noch nicht. Ein paar Tage. Das kommt auf euch an. Wie ihr in Form seid. Wie ihr auf meine Ideen eingeht. Wie gut ihr euch auf diesen Kontrast einstellen könnt.«

»Ein paar Tage gleich«, stöhnte Aretha. »Da sterbe ich.«

Randall lachte herzlich. »Sei nicht gleich immer so theatralisch, Mädchen. Du wirst Morglanssie in ganz kurzer Zeit in dein Herz geschlossen haben.«

»Ich? Dieses Dorf? Im Leben nie.«

Randall ließ den Chrysler vor dem Loch Dombar Inn ausrollen.

»Man soll nie nie sagen, merk dir das, Baby. Ich verstehe nicht, was ihr gegen diesen netten verträumten Ort habt.«

»Er ist unheimlich«, sagte Doris.

»Ein Geisterdorf ist das«, behauptete Aretha.

»Nun habt mal keine Angst«, tönte Ray Randall. »Solange Onkel Ray bei euch ist, kann euch nichts passieren. Ich sage euch, hier werden wir Spitzenbilder schießen, die um die Welt gehen. Ich mache euch berühmt. Ray Randalls Kätzchen. Überall auf der Welt wird man euch kennen. Ist das nicht genau das, was ihr gern möchtet?«

»Es kommt immer auf den Preis an, den man dafür bezahlen muß«, sagte Aretha besorgt. Sie war ein dunkelhaariges, gertenschlankes Mädchen mit zumeist verträumtem Blick. Doch nun schimmerte in ihren großen Augen unterschwellige Angst.

»Wir verbringen hier ein paar wunderschöne Tage und ziehen dann weiter«, sagte Randall.

»Ich glaube nicht, daß die Tage wunderschön werden«, erwiderte Aretha. »Nicht in diesem Dorf. Und erst die Nächte… Mich schüttelt es bei dem Gedanken, hier auch nur ein einziges Mal übernachten zu müssen.«

Randall grinste. »Nun mach aber ‘nen Punkt, Süße. Man könnte fast meinen, dir wäre es mit dem, was du sagst, ernst.«

»Ist es mir auch«, sagte Aretha.

Doris – sandfarbenes Haar, unwahrscheinlich lange Beine, sinnlicher Mund und von sylphidenhaftem Aussehen – nagte gespannt an ihrer Unterlippe.

»Frei und unbeschwert werden wir hier wohl kaum arbeiten können«, meinte sie.

»Unsinn. Eure Abneigung gegen dieses Dorf wird sich sehr bald legen, ihr müßt hier nur mal richtig warm werden«, bemerkte Randall.

»Ist doch nicht normal, daß kein Mensch sich blicken läßt«, sagte Aretha.

»Hier wohnen eben keine neugierigen Leute«, sagte Randall.

»Auch ein Plus. Wenigstens stören sie uns nicht bei der Arbeit.«

»Ich bin dafür, daß wir nach Tamcout weiterfahren«, sagte Aretha. »Das liegt am anderen Ende des Sees…«

Der Fotograf schüttelte den Kopf. »Nichts da, wir bleiben hier. Tamcout ist ein Dorf wie viele. Hier ist die Atmosphäre jedoch so dicht, daß man sie fast angreifen kann.«

»Ich sage dir, hier erwartet uns nichts Gutes, Ray«, bemerkte Aretha eindringlich. Sie rollte furchtsam die großen Augen.

»Hör auf, dir etwas einzureden. Niemandem von uns wird in diesem gottverlassenen Dorf etwas zustoßen«, behauptete Randall.

Aretha nickte bedeutungsvoll. »Jetzt hast du etwas sehr Zutreffendes gesagt, Ray: Dieses Dorf ist von Gott verlassen!«

»Und du von allen guten Geistern«, brummte Randall verstimmt und stieg aus. »Ich seh mal, ob ich hier für uns Zimmer kriegen kann. Wenn nicht, versuchen wir privat unterzukommen.«

Er verschwand im Gasthaus. Aretha seufzte. »Warum ist er bloß so

stur?«

»Du kennst ihn doch«, sagte Susan. »Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, ist er davon nicht mehr abzubringen. Je mehr man ihm abredet, um so starrsinniger wird er.«

»Ich fühle, daß wir hier nicht sicher sind«, sagte Aretha leise.

»Mir ist hier auch nicht geheuer«, meinte Susan. »Aber vielleicht bilden wir uns wirklich nur etwas ein. Ray ist ein starker, furchtloser Mann. Sollte uns wirklich Gefahr drohen, würde er nicht zö- gern, uns zu verteidigen, das weißt du. Man kann sich auf ihn verlassen.«

»Er kann unmöglich auf drei Mädchen gleichzeitig aufpassen«, sagte Aretha.

Susan fuhr sich mit den Fingern durch das blonde Haar. »Ich bitte dich, hör auf damit, sonst wird der Aufenthalt in diesem Dorf für mich zur Qual.«

Im Gasthaus rief Ray Randall: »He! Hallo! Ist da jemand?«

Schritte. Eine Tür schwang auf. Al McLaren erschien. Er musterte den Fotografen mit finsterem, abweisendem Blick. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte mich bei Ihnen für ein paar Tage einquartieren.«

Es blitzte kurz in McLarens Augen. Randall entging das nicht. Er dachte, der Wirt würde sich darüber freuen, endlich mal wieder was verdienen zu können.

Aber Al McLaren freute sich aus einem ganz anderen Grund.

Eine Hochsaison für die Geier von Blackrock Hall brach an!

Der Wirt nickte. »In Ordnung. Wie viele Zimmer?«

»Vier. Ich bin Fotograf. Mein Name ist übrigens Ray Randall. Vielleicht haben Sie schon von mir gehört. Nein? Macht auch nichts. Man kann mich nicht in jedem kleinen Nest kennen. Noch nicht. Aber das schaffe ich auch noch. Ich ziehe derzeit ohne festes Ziel durch die Grampian Mountains, und wenn ich irgendwo ein tolles Motiv finde, bleibe ich für kurze Zeit. Morglanssie übt auf mich einen ganz besonderen Reiz aus. Dieses Dorf fasziniert mich.«

»Das freut mich«, sagte McLaren. »Vier Zimmer – können Sie haben.«

»Augenblick, ich hole die Mädchen herein.«

McLaren nickte. Randall eilte hinaus. Der Wirt grinste.

Morglanssie, die Menschenfalle, war wieder einmal zugeschnappt.

Es wußte von den Betroffenen nur noch keiner.

***

Ken Nimoy stürzte sich mit uns in die Tiefe!

Ich schlug auf den Auslöser des Sicherheitsgurtes, griff nach dem Türöffner und rammte den Wagenschlag mit der Schulter auf.

Blech kreischte über hartes Gestein. Ich stieß mich ab und hoffte, daß Mr. Silver auch noch aus dem abstürzenden Wagen kam.

Es war mir unmöglich, nach ihm zu sehen. Wie vom Katapult geschleudert flog ich aus dem Fahrzeug.

Die Tür knallte hinter mir wieder zu. Als mein Körper aufprallte, dachte ich, es würde mir die Lungenflügel zerreißen.

Ich krümmte mich instinktiv und sauste den steilen Abhang hinunter. Die Welt rotierte um mich so lange, bis mich ein verdammt harter Schlag stoppte. Meine Ohren vernahmen das Krachen auseinanderbrechenden Eisens, das Splittern und Klirren von Glas, das Scheppern von davonfliegendem Blech.

Meinen Sturz hatte ein Steinklotz gestoppt. Der Sturz des Vauxhall war noch nicht zu Ende.

Und Mr. Silver? Wo war der? Befand er sich noch im Wagen? Da er derzeit so verletzbar wie ein Mensch war, machte ich mir große Sorgen um ihn.

Mühsam erhob ich mich. Jede Bewegung schmerzte mich. Ich biß die Zähne zusammen und schob mich über den Stein, an dem ich hängengeblieben war.

Der Vauxhall schien von den Felsen immer wieder hochgeboxt, weitergestoßen zu werden. Sie hämmerten mit ihren harten Fäusten in das Blech hinein und deformierten das Fahrzeug immer mehr.

Wild bäumte sich der grüne Wagen auf, krachte zwischen zwei hoch aufragende Felsen und blieb liegen.

Jetzt nur keine Glut – und kein auslaufendes Benzin! dachte ich.

Beunruhigt hielt ich nach meinem Freund Ausschau. Er schien es nicht geschafft zu haben, aus dem Fahrzeug zu kommen.

Mir wurde kalt vor Angst um den Ex-Dämon. War es Ammorgh gelungen, wenigstens den Hünen mit den Silberhaaren auszuschalten?

»Silver!« schrie ich in die Tiefe.

Nichts. Keine Antwort. Meine Stimme zitterte als mehrfaches Echo durch das enge Tal.

»Silver!«

Die Sorge um den Ex-Dämon trieb mich den Abhang hinunter.

Ich rutschte auf dem glatten Gestein aus, von wackeligen faustgroßen Brocken ab, fiel, rappelte mich wieder hoch, fiel erneut, sprang wieder auf, hastete weiter.

Ich mußte wissen, was Mr. Silver zugestoßen war. Natürlich interessierte mich auch, wie es um Ken Nimoy stand.

Ich konnte mir vorstellen, da der Kaufmann aus Dunkeid überhaupt nichts für das konnte, was er getan hatte.

Er hatte unter dem Zwang des Bösen gestanden und gehorchen müssen. Ammorgh ließ ihm bestimmt keine andere Wahl.

Ich stieß mit dem Knie gegen einen Felsen. Der Schmerz riß einen Fluch von meinen Lippen. Auf meinem beschwerlichen Weg zum Vauxhall hielt ich die Augen offen, doch Mr. Silver kam mir nicht

unter.

Er mußte sich noch in dem Fahrzeug befinden, das aussah, als hätte es ein Riese in die Hand genommen und zu einem unansehnlichen Blechball zusammengepreßt.

Konnten Mr. Silver und Ken Nimoy diesen mörderischen Absturz überlebt haben? Ich drückte ihnen die Daumen.

Die letzten Meter. Dann war ich bei dem Fahrzeug, das als solches kaum noch zu erkennen war.

Es lag auf der Seite, streckte mir die Räder entgegen. Ich kletterte daran hoch und blickte durch die glaslosen Fenster.

Nimoy war noch angegurtet, doch das hatte ihm nichts genützt.

Eine Felsenkante hatte das Wagendach aufgerissen und den Schädel des Fahrers getroffen. Der Mann war tot.

Und Mr. Silver? Ich entdeckte ihn im Fußraum des Wagens. »Silver!«

»Ja«, stöhnte er.

»Bist du verletzt?«

»Weiß ich nicht. Mann, war das schlimm. Ich glaube, ich war kurz bewußtlos.«

»Kannst du aus dem Wagen heraus?«

»Nein. Ich hab's schon versucht. Ich bin hier eingeklemmt. Meine Beine…«

»Hoffentlich sind sie nicht gebrochen.«

»Das mußte ich spüren.«

»Vielleicht fühlst du durch den Schock noch nichts«, sagte ich.

Mr. Silver unternahm einen weiteren Versuch, aus dem Wrack zu klettern. Es gelang ihm nicht, die Beine freizubekommen. Wie sehr er sich auch anstrengte, es nutzte nichts.

»Vielleicht schaffen wir es mit vereinten Kräften«, sagte ich und kletterte zu ihm in den Wagen.

»Was ist mit Nimoy?« fragte der Ex-Dämon.

»Tot«

»Mist. Dieser Ammorgh wird mir immer unsympathischer.«

Wir arbeiteten gemeinsam an Mr. Silvers Befreiung. Es nützte gleichfalls nichts. Der Wagen war durch die Aufprallwucht so zusmmengestaucht worden, daß man ihn mit bloßen Händen unmöglich wieder geradebiegen konnte.

»Vielleicht mit dem Wagenheber!« keuchte ich.

»Damit könnte es gehen«, erwiderte Mr. Silver. »Die Idee könnte direkt von mir sein.«

Ich war froh, daß er trotz dieser mißlichen Lage immer noch der alte war. Hastig verließ ich den Vauxhall und durchstöberte den Kofferraum, der wie ein großes Maul offenstand.

Der Wagenheber war nicht da. Es mußte ihn, als sich das Fahrzeug immer wieder überschlug, herausgeschleudert haben.

Nervös und ungeduldig begab ich mich auf die Suche. Zuerst fand ich die Kurbel. Sie lag auf einem mit Moos bewachsenen Felsen.

Nach dem Heber mußte ich etwas länger suchen. Als ich ihn endlich gefunden hatte, eilte ich zum Vauxhall zurück, kletterte wieder in das Wrack, und verspreizte den Heber.

Dann drehte ich die Kurbel. Ganz langsam. Das Blech knackte.

Der Heber rutschte ab. Ich fluchte. Ein neuerlicher Versuch…

Ich weiß nicht, wie lange ich werkte, mir kam es jedenfalls endlos lange vor.

Als Mr. Silver seine Beine endlich herausziehen konnte, atmete ich erleichtert auf. Hintereinander verließen wir den Vauxhall. Ich zuerst.

Als der Ex-Dämon neben mir stand, sagte ich: »Laß dich ansehen.«

»Alles in Butter«, behauptete der Hüne mit den Silberhaaren.

So sah er nicht aus. Er machte einen recht ramponierten Eindruck, aber ich sah nicht viel besser aus.

Teufel noch mal, wir waren an Ammorgh noch nicht einmal herangekommen und wirkten bereits – unserem Äußeren nach – wie Verlierer.

Ein Dröhnen, Brummen erfüllte plötzlich das Tal.

»Da kommt ein Lkw, Tony!« stieß der Ex-Dämon aufgeregt hervor.

Ich hatte vom Stoppen eigentlich die Nase voll, aber wir mußten es wieder tun. Es war noch zu weit bis nach Morglanssie. Wir konnten die Strecke unmöglich zu Fuß zurücklegen.

»Er muß uns mitnehmen!« rief Mr. Silver und keuchte den Hang hinauf. Es grenzte an ein Wunder, daß er unversehrt geblieben war.

Ken Nimoy hatte nicht so viel Glück gehabt.

Nebeneinander kämpften wir uns über Felsen und Geröll, und wir erreichten die Straße, kurz bevor der Lkw die Stelle erreichte, wo der Vauxhall in die Tiefe stürzte.

Staub klebte auf meinem Gesicht. Der Schweiß zog glänzende Bahnen durch den grauen Belag.

Wir sahen nicht so aus wie Leute, die von Fahrzeuglenkern gern mitgenommen werden.

Mr. Silver ruderte wieder mit den Armen. Der Truck donnerte auf uns zu, blieb stehen. Der Fahrer, ein Schwergewicht mit fleischigen Armen, musterte uns zunächst mißtrauisch.

Das konnten wir ihm nicht verdenken.

Wir sahen aus wie Landstreicher, die miteinander gerauft hatten.

Als der Mann dann aber den zertrümmerten Vauxhall sah, hatte er eine Erklärung für unser Aussehen.

Er fragte: »Unfall gehabt?«

»Ja«, antwortete ich.

»Jemand verletzt?«

»Schlimmer«, gab ich zurück. »Der Fahrer ist tot. Nehmen Sie uns bis

zum nächsten Dorf mit?«

»Das nächste Dorf ist Morglanssie. Da fahre ich nicht rein. Und sie sollten diesem Dorf auch fernbleiben. Es ist verflucht. Jeder hier in weitem Umkreis weiß das.«

Als Ken Nimoy sagte, er würde direkt nach Morglanssie fahren, hätte uns das stutzig machen müssen.

Aber der Abend ist ja immer klüger als der Morgen, das ist ein alter Hut. Ich erklärte dem Lkw-Fahrer, daß wir unbedingt nach Morglanssie müßten. Den Grund verschwieg ich ihm.

Er sagte, er würde in einer Entfernung von einem Kilometer daran vorbeifahren. Okay, meinte ich, das letzte Stück würden wir laufen.

»Na schön«, brummte er. »Dann steigen Sie ein. Aber eine gute Idee ist das nicht, den Fuß in diesen Ort zu setzen, das betone ich noch einmal mit Nachdruck.«

Wir setzten uns zu ihm. Er fuhr weiter. Ab und zu streifte er Mr. Silver mit einem neugierigen Blick.

Das wunderte mich nicht, schließlich hat der Ex-Dämon silberne Haare und Augenbrauen. So etwas gibt schon Rätsel auf.

Vielleicht hielt der Lkw-Fahrer meinen Freund und Kampfgefährten für einen Punker. Egal. Hauptsache, er warf uns nicht raus.

An einer Straßengabelung stoppte der große Brummer schließlich. »Vielen Dank fürs Mitnehmen«, sagte ich.

»*Müssen* Sie nach Morglanssie?« fragte der Truck-Fahrer.

»Leider ja.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«

»Kann nicht schaden.«

»Sie verständigen doch die Polizei wegen des Unfalls?«

»Selbstverständlich.«

»Ich tu's zur Sicherheit auch«, sagte der Fahrer. »Für den Fall, daß Sie mit Ihrem Anruf aus diesem Nest nicht rauskommen. Sehen Sie sich vor. Man sagt, daß ein Aufenthalt in Morglanssie nicht ungefährlich ist.«

»Danke für die Warnung«, sagte ich und sprang auf die Straße.

Der Lkw fuhr weiter, und vor uns lag nur noch ein Kilometer…

***

Sie hatten vier nebeneinanderliegende Zimmer bezogen. Ray Randall wohnte am Ende des Ganges. Seine Nachbarin war Doris Kelley, deren Nachbarin war Susan Shawn, und das vorderste Zimmer gehörte Aretha Stone, die unter dem Aufenthalt in Morglanssie am meisten litt.

Hatte sie die feinste Antenne für Gefahren? Fühlte sie die Bedrohung besser als alle andern?

Sie sah überall Gespenster. Zum Verrücktwerden war das. Sie fand,

daß es keine so gute Idee war, jedes Mädchen in einem eigenen Zimmer unterzubringen, den so war jede mit ihrer Angst allein.

Bisher hatten sie es zwar immer so gehalten, damit jedes Modell auch mal allein sein konnte, wenn es sich danach sehnte. Das verhinderte Reibereien und verminderte die Streitbereitschaft aller.

Doch hier war das etwas anderes, dem hätte Ray Randall Rechnung tragen müssen. Dieses Dorf war von Unheil überschattet, deshalb wäre es klüger gewesen, wenn die Mädchen zusammengewohnt hätten.

In einem Dreibettzimmer. Oder zwei und zwei. Aretha mit Susan zusammen. Und Doris bei Ray. Es hätte deswegen bestimmt keine Eifersuchtsszene gegeben.

Aretha räumte ihre Reisetasche aus. Sie dachte an den Wirt.

Dieser Mann schien jeden Fremden zu hassen.

Mißfiel es ihm, daß sie sich bei ihm einquartiert hatten? Warum?

Er lebte doch davon, Fremde zu beherbergen.

Aretha hängte ihren weißen Frotteemantel über einen Kleiderhaken. Sie hatte den Wunsch zu duschen, sich einfach unter die Brause zu stellen, die Augen zu schließen, das warme Wasser zu genießen und ihre Angst zu vergessen.

Ein Geräusch ließ sie erschrocken herumfahren. Es hörte sich an, als würden Krallen über das Glas des Fensters gezogen.

Ihr Herz übersprang einen Schlag. Verdattert blickte sie zum Fenster. Niemand war zu sehen.

Aber das unheimliche Geräusch wiederholte sich, und nun erkannte Aretha, wodurch es hervorgerufen wurde.

Nahe beim Haus stand ein Baum. Ein Zweig davon wischte, vom Wind bewegt, ab und zu über das Fenster.

Aretha Stone atmete erleichtert auf. Sie bemühte sich, ruhig zu werden. Es wird dir schon nichts passieren, versuchte sie sich einzureden. Ray paßt auf seine Mädchen auf. Wenn du Hilfe brauchst, ist er sofort zur Stelle, darauf kannst du dich verlassen.

Aretha hakte den Verschluß ihres Minikleides auf und zog den Reißverschluß langsam nach unten. Sie schälte sich aus dem Stoff, trug keinen BH, nur ein winziges fleischfarbenes Höschen. Rasch schlängelte sie sich auch aus diesem und wollte sich anschließend ins Bad begeben.

Da verdunkelte mit einemmal ein riesiger Schatten das Fenster.

Abermals fuhr das Mädchen wie von der Natter gebissen herum.

In der Baumkrone saß plötzlich ein großer schwarzer Vogel. Aber das gefiederte Ungeheuer hatte keinen Vogelschnabel, sondern einen Menschenkopf.

Aretha sah das Gesicht eines Mannes, von dem sie penetrant angegrinst wurde.

Sie konnte nicht anders. Sie mußte gellend um Hilfe schreien.

***

Das Höllenschwert! dachte Kate Gregory entsetzt. Es hat dich vergiftet!

Sie befand sich in einem kleinen, engen Raum ohne Fenster. Ammorgh hatte sie entkleiden und in Serenas Tunika hüllen lassen.

Für Kate war die Tunika eine Art Totenhemd. Vor ihr hatte es Serena, das Mädchen aus Tamcout, getragen. Jetzt lebte sie nicht mehr. Sie war mit Begeisterung gestorben, hatte sich auf den Tod durch das Höllenschwert gefreut.

Und nun trug Kate die Tunika. Sie fragte sich, wie lange Ammorgh sie noch am Leben zu lassen gedachte.

Ihr fiel auf, daß in ihrem Innern ein heftiger Kampf tobte. Ihre Seele schien durch die bloße Berührung mit dem Höllenschwert in zwei Teile zerfallen zu sein.

Während der eine Teil ihr Leben behalten wollte, wollte es der andere an das Höllenschwert abtreten.

Bis vor kurzem war dieser Kampf noch ausgewogen gewesen, doch nun gab es bereits leichte Vorteile für jene Fremdeinflüsse, die ihr den Tod schmackhaft zu machen versuchten.

Eine innere Stimme raunte ihr zu, daß es nichts Erstrebenswerteres gab, als durch das Höllenschwert zu sterben.

Ansätze von Selbstaufgabe überraschten und erschreckten Kate Gregory. Ihr Lebenswille bäumte sich gegen die Vernichtung durch das Höllenschwert noch auf, aber sie erkannte, daß ihr Widerstand mehr und mehr erlahmte.

Das *andere* bekam in besorgniserregendem Maße Oberwasser.

Sobald es gesiegt hatte, war Kate verloren.

Dann würde Ammorgh sie genauso töten wie Serena. Wie viele Menschen hatte der Geierdämon seinem Gefolge auf diese Weise schon zum Fraß vorgeworfen? Kate schauderte.

Aber die Angst vor dem Sterben, die Furcht vor dem Tod ebbte allmählich ab, und eine gewisse Gleichgültigkeit breitete sich in ihr aus.

Das war die erste Stufe. Deutlich beobachtete sie an sich, wie ihr Lebenswille mehr und mehr verfiel.

Allmählich begann das Höllenschwert eine undefinierbare Faszination auf sie auszuüben. Das war eine Verlockung, der sie nur noch schwer widerstehen konnte. Leben – das war für sie mit einemmal lästiger Ballast.

Du mußt ihn abwerfen, dachte sie, damit du frei bist. Frei wie ein Vogel. Es mußte wundervoll sein, frei zu sein.

Ein starkes Sehnen machte sich in ihrem Geist breit. Wie herrlich mußte es sein, alle irdischen Ketten abzulegen, einzugehen in ein großes, weites Universum, in dem Leid, Angst und jede Art von Not

keine Bedeutung mehr hatten. Hinüberzugehen in eine andere Welt, erschien Kate plötzlich das Erstrebenswerteste zu sein, was es gab.

Und die Brücke, die in dieses andere Dasein hinüberführte, war Ammorghs Höllenschwert.

Es wird nicht wehtun, dachte Kate. Das Schwert wird dich streicheln. Du wirst dich von allem lösen, was dich beschwert, wirst schweben und unwahrscheinlich glücklich sein.

Sie lehnte sich an die Wand. Die Furcht war weg. Ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen, während ihr Herz einem großen Ereignis entgegenpochte…

***

Ray Randall hörte den Schrei, warf den elektrischen Rasierapparat, den er gerade ins Bad tragen wollte, aufs Bett und stürmte aus dem Zimmer.

Doris und Susan rissen erschrocken ihre Türen auf. »Aretha!« rief Doris Kelley bestürzt. »Es ist Aretha!«

Randall hastete an den beiden Mädchen vorbei, erreichte Arethas Zimmertür, schlug mit der Hand auf die Klinke und half mit der Schulter nach.

Zum Glück war nicht abgeschlossen. Die Tür schwang zur Seite und krachte gegen die Wand. Aretha lehnte neben dem Frisierspiegel, mit dem Gesicht zur Wand, den Kopf mit hochgehobenen Armen geschützt.

Sie war nackt, zitterte und weinte. Als Ray Randall sie berührte, kreischte sie sofort wieder auf.

Da sich das Mädchen allein im Zimmer befand, konnte Randall nicht verstehen, warum sie sich wie eine Verrückte gebärdete.

Ein hysterischer Anfall? »Aretha!« sagte er eindringlich. Sie schrie weiter. Er drückte fest zu. Seine Finger gruben sich in ihre Oberarme. Er schüttelte sie. »Aretha, komm zu dir? Ich bin's – Ray!«

Sie schaute ihn an, schien gleichzeitig aber durch ihn hindurchzublicken. Er schüttelte sie heftiger.

»Verdammt noch mal, Aretha, was hast du denn?«

Doris und Susann betraten den Raum. Sie waren blaß. Es dauerte einige Sekunden, bis Arethas Blick etwas klarer wurde.

Ihre Lider flatterten. Sie erkannte Ray Randall endlich, warf sich gegen ihn, schlang zitternd ihre Arme um ihn und preßte sich verzweifelt an ihn. »Oh, Ray, am Fenster… draußen … auf dem Baum …«

Randall wandte den Kopf. »Was hast du auf dem Baum gesehen?« wollte er wissen.

»Siehst du ihn nicht?«

»Ich sehe nur den Baum.«

Arethas Blick wirkte ungläubig. Sie nahm all ihren Mut zusammen, um zum Fenster zu sehen. Tatsächlich. Dort war nur noch der Baum.

»Aber… aber er war da«, stammelte Aretha Stone. »Ich … ich habe ihn ganz deutlich gesehen, Ray. Du mußt mir glauben.«

»Wer war da? Ein Dorfbewohner, der auf den Baum kletterte, um einen Blick in dieses Zimmer zu werfen? Ein Spanner? Dem schlage ich die Nase zu Brei!«

Aretha schüttelte den Kopf. »Es war kein Mann… Kein gewöhnlicher Mann jedenfalls … Es … es war ein Vogel … Aber auch kein gewöhnlicher Vogel. Mein Gott, Ray, wie soll ich dir das erklären…?«

»Am besten so, daß ich es verstehe«, sagte Randall.

Aretha versuchte sich zusammenzunehmen. Sie schluckte die Panik, die wie ein Kloß in ihrem Hals saß, hinunter und wischte sich die Tränen von den heißen Wangen.

»Auf dem Baum saß ein riesiger schwarzer Vogel, Ray… Mit dem Kopf eines Mannes!«

Der Fotograf ließ von ihr ab. Der Blick, den er mit Susan Shawn und Doris Kelley wechselte, verriet Aretha Stone, daß er ihr kein Wort glaubte.

Aretha sah ihre Kolleginnen aufgewühlt an. »Ihr denkt, ich spinne, nicht wahr?«

»Vielleicht solltest du dich ein bißchen hinlegen«, sagte Doris fürsorglich.

»Zum Teufel, ich bin nicht verrückt!« schrie Aretha.

»Das behauptet doch niemand«, sagte Susan.

»Glaubt ihr, ich sehe euch nicht an, was ihr über mich denkt?«

stieß Aretha zornig hervor. »Ich habe den Vogel gesehen, und er hatte einen Männerkopf. Es war ein Monster!«

»Ist ja schon gut«, sagte Ray Randall. »Beruhige dich wieder, Aretha. Der Bursche ist zum Glück ja nicht mehr hier.«

»Aber er wird wiederkommen.«

»Das soll er bloß, dann rupfe ich ihm die Federn«, behauptete der Fotograf. Er machte Doris und Susan ein Zeichen. Die beiden zogen sich zurück. Auch er wollte das Zimmer verlassen.

Doch Aretha hielt ihn ängstlich zurück. Ein eindringliches Flehen befand sich in ihrem Blick. »Laß mich nicht allein, Ray. Ich habe Angst.«

Er streichelte zärtlich ihre Wange und lächelte. »Brauchst du nicht zu haben. Du siehst ja, wie schnell ich zur Stelle bin, wenn ich gebraucht werde. Vergiß den Knaben. Tu so, als würde es ihn nicht geben.«

»Aber es gibt ihn!« sagte Aretha, jedes Wort betonend.

»Er wird dich nicht noch einmal belästigen, das verspreche ich dir.«

»Kann ich nicht zu dir, in dein Zimmer…«

»Glaub mir, das ist wirklich nicht nötig. Die letzten Tage haben mich

ein bißchen gestreßt, wie du weißt. Ich möchte nicht, daß wir einander auf die Nerven gehen. Wir brauchen ein freies, unbelastetes Arbeitsklima…«

»Bitte, Ray«, bettelte Aretha. »Du würdest mich kaum bemerken.«

Er nickte. »Na schön, wenn es unbedingt sein muß, komm rüber zu mir.«

Sie küßte ihn. »Danke, Ray«, sagte sie mit belegter Stimme.

Und dann kam es zum nächsten Schock. Jetzt schrien Doris Kelley und Susan Shawn wie auf der Folter.

***

Schwarze Geier griffen an. Mächtige Tiere. Wie Todesschatten sausten sie auf das Gasthaus zu. Zwei mächtige Vögel waren es, die mit großer Geschwindigkeit auf die Fenster zurasten.

Beide Fenster waren geschlossen, doch das hielt die fliegenden Ungeheuer nicht ab. Sie fegten heran, preßten im letzten Moment die Flügel an den Körper, streckten die Fänge nach vorn und durchstießen das Glas mit großer Wucht.

Als Doris und Susan sie kommen sahen, fingen sie wie von Sinnen zu schreien an. Nun klirrte das berstende Glas, und ein Splitterregen flog den beiden Mädchen in ihrem Zimmer entgegen.

In den beiden nebeneinanderliegenden Räumen passierte das Gleiche. Die unheimlichen Vögel packten zu. Doris und Susan wehrten sich verzweifelt, doch es nützte ihnen nichts.

Die schwarzen Mordgeier hielten sie fest in ihren Fängen und rissen sie aus dem Zimmer.

Jetzt erst überwand Ray Randall seine Schrecksekunde. Er startete… Zu spät … Als er in Susan Shawns Zimmer stürzte, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu können.

Etwas Unfaßbares passierte. Ein Höllengeier zerrte das kreischende Mädchen mit sich, spannte draußen seine weiten Schwingen aus und flog mit seiner Beute davon.

Verstört rannte der Fotograf zum Fenster. Er sah einen zweiten Geier. Dieses Tier hielt Doris Kelley in seinen kräftigen Fängen.

Das Mädchen stieß einen letzten, markerschütternden Schrei aus, dann verlor es die Besinnung.

Randall fuhr sich über die Augen. »Das gibt’s doch nicht!« keuchte er verdattert. »Das kann doch nicht wahr sein!«

Nebenan zog sich Aretha Stone hastig an. Keine Sekunde wollte sie mehr allein in ihrem Zimmer verbringen. Sie eilte zu Randall, der völlig außer Fassung war.

»Geier!« preßte er heiser hervor. »Sie haben sich Susan und Doris geholt…«

»Hab’ ich nicht gesagt…«

»Mein Gott, wie hätte ich denn ahnen sollen, was uns blüht?« fiel Randall dem Mädchen ins Wort »Ich… ich bin zum erstenmal in meinem Leben ratlos, Aretha. Was soll ich tun?«

»Wir müssen weg«, sagte das Mädchen.

»Und Susan und Doris? Wir können sie nicht im Stich lassen. Die verdammten Geier sind mit ihnen zu diesem Schloß abgehauen. Susan und Doris brauchen Hilfe, sonst sind sie verloren. Vielleicht können wir den Wirt bitten…«

Aretha schüttelte heftig den Kopf.

»Von dem kannst du keine Hilfe erwarten. Mich würde es nicht wundern, wenn er mit diesen Geiern irgendwie unter einer Decke stecken würde.«

»Das kann doch nicht sein.«

»Gibt es in diesem Dorf irgend etwas, das nicht sein kann, Ray? In Morglanssie scheint die Hölle ihren Stammsitz zu haben. Ich fürchte mich, Ray.«

»Komm, wir verschwinden!« sagte Randall.

Sie ließen ihr Gepäck zurück, das war jetzt nicht wichtig. Sie mußten raus aus diesem Gasthaus.

Wenn sie erst mal im Chrysler saßen, würden sie einigermaßen sicher sein. Dann konnten sie in Ruhe überlegen, was zu tun war.

Randall ergriff Arethas Hand. »Es wird alles wieder gut, Kleines. Verlaß dich auf mich. Auch für Susan und Doris. Ich überlasse sie nicht ihrem Schicksal.«

Sie liefen den Gang entlang und erreichten die Treppe. Als sie diese hinunterhasteten, erblickten sie Al McLaren, den Wirt. Doch nicht nur ihn. Neben ihm stand Robert Goulett mit seiner Axt, und hinter den beiden standen noch einige Besessene mehr.

Randall blieb in der Hälfte der Treppe stehen. Seine Handflächen wurden feucht. Wie sollte er mit Aretha diese Menschen-Hürde überwinden?

McLaren grinste höhnisch. »Sie wollen uns schon wieder verlassen, Mr. Randall?«

»Gehen Sie uns aus dem Weg!« fauchte der Fotograf.

»Ist mit den Zimmern irgend etwas nicht in Ordnung? Haben Sie eine Beschwerde vorzubringen?«

»Geier haben zwei meiner Mädchen verschleppt…«

»Oh, das tut uns aber leid.«

»Verdammt, ich weiß nicht, was hier läuft, aber das eine sage ich Ihnen: Ich mach' Sie fertig, wenn Sie dieses Mädchen und mich nicht durchlassen.«

»Tatsächlich?« höhnte der Wirt. »Wie wollen Sie das denn anstellen?«

»So!« schrie Randall jähzornig, und er tat das, womit niemand rechnete: Er stürzte sich auf Al McLaren.

Es sah aus, als wollte er Selbstmord begehen. Kraftvoll hatte er sich von der Stufe abgestoßen.

Nun flog er auf McLaren zu. Aretha schrie auf. Sie grub ihre Finger in das dunkle Haar, während sie mit furchtgeweiteten Augen verfolgte, was passierte.

Randall versetzte dem Wirt einen Kinnhaken. Der Mann wurde von der Wucht des Schlages zurückgerissen und gegen die Kerle geworfen, die hinter ihm standen.

Der Fotograf sah aus den Augenwinkeln, wie Goulett die Axt hochschwang. »Vorsicht, Ray!« schrie Aretha.

Randall rammte Goulett den Absatz in den Bauch. Der Getroffene knallte gegen die Wand. Randall setzte nach. Mit zwei Handkantenschlägen machte er Goulett so fertig, daß diesem die Axt entfiel.

Blitzschnell nahm Randall sie an sich. Er schwang sie hoch. Die Besessenen wogten heran.

»Dem ersten, der mir zu nahe kommt, spalte ich den Schädel!«

brüllte Ray Randall, und für einen Augenblick sah es so aus, als würde diese Drohung Eindruck auf die Gegner machen.

Aber dann griffen sie trotzdem an.

***

»Tony!« Mr. Silver stieß mich mit dem Ellenbogen an und wies nach oben.

Ich hatte sie schon bemerkt, die beiden riesigen Geier, die sich mit kräftigen Flügelschlägen in die Lüfte schwangen. Sie waren aus Morglanssie hochgestiegen, und sie hielten eine Beute in ihren Fängen: zwei Mädchen.

»Sie fliegen zum Schloß!« rief Mr. Silver.

Auch das entging mir nicht. Ich hoffte, daß wir diesen beiden Mädchen und Kate Gregory noch helfen konnten. Gleichzeitig fragte ich mich, was aus Hollis Waxman geworden war.

Gelang es ihm, Morglanssie zu verlassen? Wo würden wir ihn treffen? Drüben in Tamcout?

Erst mal mußten wir uns auf Ammorgh konzentrieren. Wenn es uns gelang, ihn zu töten, würden sich viele andere Probleme von selbst lösen.

Aber es würde nicht einfach sein, den Geierdämon zu vernichten.

Er war immerhin im Besitz des starken, gefährlichen Höllenschwerts.

Würde diese Waffe Mr. Silver gehorchen, ihm dienen? Würde sein Wille stark genug sein, um sie sich Untertan zu machen, oder würde sie sich gegen ihn wenden, weil er ihr nicht überlegen war?

Wir würden es bald wissen. Sieg oder Niederlage – vielleicht würde noch diese Stunde die Entscheidung bringen.

Wir erreichten den Dorfplatz von Morglanssie. Vor dem Loch Dombar Inn stand ein großer weißer Straßenkreuzer.

Ich nahm an, daß er den beiden Mädchen gehörte, die von den Geierdämonen fortgeholt worden waren.

Plötzlich alarmierte uns der Schrei eines Mädchens. Mr. Silver und ich wechselten einen raschen Blick.

»Das kam aus dem Gasthaus!« stieß der Ex-Dämon hastig hervor. »Da ist irgend etwas faul, Tony!«

»Oberfaul sogar«, sagte ich und zog meinen Colt Diamondback.

Auch der Hüne mit den Silberhaaren zückte seinen Revolver, und dann rannten wir los, um dem schreienden Mädchen beizustehen.

Die Situation, die wir vorfanden, war noch schlimmer, als ich vermutet hatte. Ich sah das Mädchen. Es stand auf der Treppe.

Vor ihr stand ein Mann, der das Girl und sich selbst mit einer Axt verteidigte. Soeben schlug er zu.

Aber die Angreifer wichen deswegen nicht zurück. Sie verstärkten ihre Attacke. Der Mann mit der Axt war gezwungen, zurückzuweichen.

Das Mädchen stand wie erstarrt auf der Treppe, preßte die Hände zitternd auf die Wangen und verfolgte den ungleichen Kampf, den ihr Beschützer niemals gewinnen konnte.

Das Kräfteverhältnis war eindeutig gegen ihn. Er wehrte sich zwar heldenhaft, aber er wäre in wenigen Minuten erledigt gewesen, wenn wir nicht eingegriffen hätten.

Wild warfen wir uns in das Kampfgetümmel. Mr. Silver schlug auf die Leute ein, die das Mädchen und den Mann in ihre Gewalt bekommen wollten. Die Getroffenen brachen wie gefällte Bäume zusammen.

Der Ex-Dämon und ich schlugen eine Gasse in die Menge.

Ein Dorfbewohner warf sich mir entgegen. Er entging dem Schlag mit dem Colt-Griff, nicht aber meiner Faust, die ich blitzschnell hochriß.

Als den Mann mein magischer Ring traf, stöhnte er auf. Sein Gesicht verzerrte sich in wilder Panik. Er wirbelte herum und hetzte davon. Ich begriff, daß wir es mit Besessenen zu tun hatten.

Ammorgh beherrschte diese Menschen.

Doch sein böser Einfluß auf sie riß ab, wenn sie Kontakt mit meinem Ring bekamen.

Kaum war ich zu dieser Erkenntnis gekommen, kämpfte ich nur noch mit dem Ring, und jeder Getroffene verließ fluchtartig das Gasthaus.

So bahnten wir uns den Weg zu dem Mann mit der Axt und dem Mädchen.

In seiner Panik schwang der Mann seine Axt erneut hoch. Diesmal sollte die Klinge mich treffen.

Der Ex-Dämon fiel ihm in den Arm. »Stop! Wir sind Freunde!«

»Kommen Sie!« rief ich und streckte dem Mädchen meine Hand entgegen. Ein Besessener riß mich herum. Ich schoß eine Gerade ab.

Der Schlag beförderte ihn aus dem Gasthaus.

Dann schnappte ich mir das Mädchen und rannte mit ihr nach draußen. Ihr Beschützter folgte mir.

»Ist das Ihr Wagen?« fragte ich atemlos.

»Ja.«

»Wir brauchen ihn.«

»Sie können ihn haben. Machen Sie damit, was sie wollen. Wenn Sie ihn zu Schrott fahren, ist das auch egal. Ich schulde Ihnen verdammt viel.«

Es gab noch immer Dorfbewohner, die Ammorghs Willen gehorchten. Die Zeit drängte. Wir konnten uns nicht noch länger mit ihnen herumschlagen. Der Mann, dem der Chrysler gehörte, warf mir die Schlüssel zu.

»Steigen Sie ein!« rief ich.

Augenblicke später saßen wir in dem Straßenkreuzer. Ich hinter dem Steuer, Mr. Silver neben mir, das Mädchen und ihr Beschützer im Fond.

Fünf, sechs Besessene stürmten heran. Sie wollten uns nicht weglassen. Ich zündete die Maschine.

Die Kerle wetzten auf den Wagen zu. Der Chrysler machte einen kräftigen Sprung vorwärts. Die Besessenen spritzten auseinander.

Das weiße Fahrzeug schoß an ihnen vorbei. Sie konnten es nicht aufhalten.

Ich drosch den Wagen durch das Dorf, Richtung Blackrock Hall.

Ammorgh, wir kommen! dachte ich. Was immer du angestellt hast, um es zu verhindern, es hat nicht geklappt!

Wir erfuhren, mit wem wir es zu tun hatten. Mr. Silver übernahm es, Aretha Stone und Ray Randall zu erklären, wer wir waren und aus welchem Grund wir nach Morglanssie gekommen waren.

»Hoffentlich gelingt es Ihnen, Ammorgh zu vernichten«, stieß der Fotograf haßerfüllt hervor.

»Wir werden alles daransetzen, um dieses Ziel zu erreichen«, sagte ich.

»Susan… Doris … Haltet durch!« flüsterte Aretha besorgt, und ihre Hände schlossen sich fest um die Daumen.

***

Stacheln! Sie wuchsen aus dem Boden! Dicht gedrängt. Jetzt wußte Hollis Waxman, auf welche Weise die Unglücklichen vor ihm ums Leben gekommen waren. Dasselbe schmerzhafte Ende stand nun ihm bevor.

Er spürte harte Spitzen, die sich in sein Fleisch bohrten. Mühsam

raffte er sich zwischen den Skeletten auf.

Der Boden wurde zum Nagelbrett eines Fakirs. Waxman merkte, daß diese Stacheln aus einem besonderen Material bestanden, das mühelos seine Schuhsohlen durchdringen konnte.

Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg. Es gab keinen. Zuerst hätte er in dieser Scheune verbrennen sollen. Das war ihm gerade noch erspart geblieben. Und auch den Ratten war er entkommen.

Doch nun schien sein Schicksal besiegelt zu sein. Die Stacheln bohrten sich durch seine Sohlen und verletzten die Füße.

Das Stehen wurde ihm zur Qual, doch setzen konnte er sich nicht. Er mußte auf den Beinen bleiben. Der heftige Schmerz trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Er preßte die Zähne zusammen, um nicht laut zu brüllen.

Verzweifelt lehnte er sich an die Wand, und plötzlich wuchsen auch aus ihr diese tödlichen Stacheln.

Die Skelette veranschaulichten ihm, wie er enden würde, und er war versucht, sich einfach auf diese Höllendornen zu werfen, um die Folter abzukürzen und dem allen ein rasches Ende zu bereiten.

Noch zögerte er, als er die Pein jedoch nicht mehr ertragen konnte, schloß er, in sein Schicksal ergeben, die Augen und ließ sich fallen.

Er rechnete damit, daß ihm die Stacheln tief in den Leib dringen und ihn töten würden.

Doch er schlug nur hart auf. Die Mörderdornen hatten sich blitzschnell zurückgezogen, und Hollis Waxman vernahm das spöttische Lachen eines Mannes. Er riß die Augen auf und hob, auf dem Boden liegend, den Kopf.

Eine Wand hatte sich unhörbar geöffnet, und vor Waxman stand ein Mann, der einen gefiederten Umhang trug. Es war Calffo.

»Aber, aber, wer wird sich denn das Leben nehmen«, höhnte er.

»Ich kann nicht mehr«, stöhnte Hollis Waxman. »Diese Schmerzen… Ich bin am Ende.«

»Eigentlich hättest du hier in der Stachelkammer den Tod finden sollen«, sagte Calffo. »Doch Ammorgh, mein Herr, möchte in deinem Fall eine Ausnahme machen. Deine Nichte ist soweit. Sie sehnt sich nach dem Tod durch das Höllenschwert. Ammorgh will, daß du dabei zusiehst, wenn er sie tötet.«

»Dieser Teufel!« schrie Waxman gequält auf. »Warum tut er mir auch das noch an? Warum läßt er mich hier unten nicht krepieren?«

»Frag ihn das selbst«, knurrte Calffo. Er trat näher, riß Waxman hoch und führte ihn fort.

***

Ich raste durch den düsteren Wald, der um Blackrock Hall herum lag, und machte mir Gedanken, wie wir in das Schloß gelangen konnten.

Vermutlich besaß Blackrock Hall ein mächtiges Tor, das man nicht einfach einrennen konnte. Eine Kehre noch, dann sahen wir das finstere Schloß mit seinen kantigen Zinnen und den schmalen Schießscharten.

Ammorghs Behausung. Ein Stützpunkt der Hölle. Von hier aus verbreitete der Teufelsgeier in diesem Gebiet Angst und Schrecken.

Von hier aus nahm er Einfluß auf die Bewohner von Morglanssie, die nicht anders konnten, als ihm bedingungslos ergeben zu sein.

Endlich hatten wir unser Ziel erreicht. Der große, entscheidende Kampf stand unmittelbar bevor.

Ich scheute ihn ebensowenig wie Mr. Silver. Zwei Gründe gab es, die uns zwangen, den Höllengeier zu vernichten.

Grund eins: Seinem grausamen Treiben mußte endlich ein Riegel vorgeschoben werden.

Grund zwei: Mr. Silver brauchte das Höllenschwert, um sich mit seiner Hilfe zum Tunnel der Kraft durchschlagen zu können.

Blackrock Hall verfügte über ein solches mächtiges Tor. Aber es war nicht geschlossen.

»Ammorgh erwartet uns«, stellte Mr. Silver grimmig fest.

»Er scheint sich verdammt sicher zu fühlen«, knurrte ich.

»Um so besser für uns. Sein Hochmut wird ihn zu Fall bringen!«

»Er scheint uns zeigen zu wollen, was für armselige Lichter wir gegen ihn sind.«

»Je näher er uns an sich heranläßt, um so lieber ist es mir«, sagte der Ex-Dämon.

Ich fühlte, daß Ammorgh irgend etwas in der Hinterhand hatte.

Wollte er uns beweisen, wie mutig er war, daß er keine Angst vor uns hatte? Sollten wir sehen, daß er uns nicht ernst nahm?

Er wollte, daß wir an seinem Blutfest teilnahmen! Kate Gregory sollte ihr Leben verlieren! Doch das wußten wir in diesem Augenblick noch nicht…

Ich fuhr durch das offene Tor in den Innenhof des Schlosses. Sofort entstand ein unangenehmer Druck in meinem Magen.

Saßen wir hier in Ammorghs Falle? Würden wir Blackrock Hall je wieder verlassen können?

Geisterhände bewegten das große Schloßtor, nachdem ich den Chrysler gestoppt hatte. Die schweren Flügel krachten zu. Den Weg zurück gab es nicht mehr. Im Augenblick war er für uns noch nicht aktuell. Wir hatten nicht die Absicht, Blackrock Hall schon wieder zu verlassen.

Es wartete noch sehr viel Arbeit auf uns…

Ich wandte mich an Ray Randall und Aretha Stone. »Verriegeln Sie die Wagentüren. Steigen sie auf keinen Fall aus. Was immer passieren wird, Sie verlassen den Chrysler nicht. Kann ich mich darauf

verlassen?«
Das Mädchen und der Fotograf nickten. Ich sah Randall an, daß er uns seine Hilfe gern angeboten hätte, aber wer hätte dann auf Aretha aufgepaßt?
»Bringen Sie uns Susan und Doris wohlbehalten wieder, Mr. Ballard«, flüsterte Aretha.
»Wir werden es versuchen«, versprach ich und stieg aus. Auch Mr. Silver verließ den Wagen. Wir hörten die Verschlüsse schnappen. Randall hatte sich und das Mädchen eingesperrt. Vor uns lag nun ein schwerer Gang.

***

Gierig warteten die Unterdämonen, Ammorghs Gefolge. Der Geierdämon hatte nicht nur Hollis Waxman herbeischaffen lassen. Es bereitete ihm darüber hinaus ein höllisches Vergnügen, auch Susan Shawn und Doris Kelley dabei zusehen zu lassen, wenn er Kate mit dem Höllenschwert den Tod schenkte, nach dem sie sich nun schon so sehr sehnte.
Die beiden Mädchen waren an Ringe gefesselt. Hollis Waxman wurde von Calffo und einem weiteren Unhold namens Fycc gehalten.
Er hing verzweifelt in ihrem Griff und weinte. Er war so fertig, daß er nur noch weinen konnte.
Kate trat an den Rand der steilen Treppe. Ein fanatisches Feuer glomm in ihren Augen. Sie blickte zu den Unterdämonen, von denen sie wußte, daß sie unersättlich waren, doch sie hatte keine Angst mehr vor dem Tod. Im Gegenteil, nichts schien ihr erstrebenswerter zu sein, als zu sterben.
Ammorgh grinste kalt. »Bist du bereit?«
»Ja«, hauchte das Mädchen. »Nimm mir mein Leben. Ich will es nicht mehr. Das Höllenschwert soll meine Seele bekommen.«
Waxman bäumte sich verzweifelt auf. »Mein Gott, Kate, was redest du denn da? Du willst nicht sterben! Das ist nicht wahr!«
»Doch, ich will!« sagte Kate Gregory entschieden.
»Ammorgh hat dich verhext!«
»Nicht ich«, erwiderte der Geierdämon. »Das Höllenschwert hat sie verzaubert.«
»Reiß dich davon los, Kate!« schrie Waxman. »Gib dich nicht auf! Wirf dein Leben nicht weg!«
Kate beachtete ihren Onkel nicht mehr. Ihr Blick heftete sich auf Ammorgh. »Ich bitte dich, laß mich nicht länger warten. Ich halte die Ungeduld nicht mehr aus.«
Ammorgh nickte zufrieden. »Es soll geschehen.«
Kate Gregory streifte die Tunika, dieses ungewöhnliche Totenhemd, ab und sank langsam auf die Knie.

»Kate, bitte!« schrie Waxman. Er wollte sich losreißen, doch Calffo und Fycc hielten ihn unwiderstehlich fest.

So, wie Serena es getan hatte, breitete Kate die Arme ergeben aus.

Ein erwartungsvolles, glückliches Lächeln leuchtete auf ihrem hübschen Gesicht. Ammorgh hatte ihr Einverständnis, sie zu töten, und er würde es tun.

In diesem Moment legte sich eine kräftige Hand um den Griff des Höllenschwertes…

***

Ich weiß nicht, ob es Ammorgh darauf anlegte, auch uns dabei zusehen zu lassen. Jedenfalls hinderte uns niemand daran, den großen Raum zu betreten, in dem das schreckliche Blutfest gefeiert werden sollte.

Wir befanden uns unten. Eine steile Steintreppe führte zu Ammorgh hoch. Wir sahen ein nacktes Mädchen, das unbedingt sterben wollte und erblickten die beiden Fotomodelle, die die Geier entführt hatten.

Zwischen zwei Kerlen hing ein Mann, der vermutlich Hollis Waxman war. Es ging ihm mies. Seine Kleidung war völlig zerfetzt.

»Kate, bitte!« schrie Waxman verzweifelt.

Doch Kate Gregory war verrückt nach dem Tod. Meine Kopfhaut spannte sich, als ich sah, wie Ammorgh das Höllenschwert aus dem Kettengürtel zog.

»Ammorgh!« schrie ich, so laut ich konnte.

Der Geierdämon grinste zu uns herunter. »Ach, da seid ihr ja endlich. Hat lange gedauert, bis ihr Blackrock Hall erreicht habt.«

»Ich verbiete dir, dieses Mädchen zu töten!« schrie ich.

Ammorgh lachte aus vollem Halse. »Wie war das? Was willst du? Du möchtest mir im Ernst auf meinem Schloß etwas verbieten, Tony Ballard? Du mußt den Verstand verloren haben! Erkennst du nicht, in welcher Situation du dich befindest? Du bist mir in die Falle gegangen, du und dein läppischer Freund Mr. Silver! Das Höllenschwert wird auch euch vernichten! Doch zuerst nehmt ihr am Ende dieses Mädchens teil!« Der Geierdämon wies auf uns. »Los! Ergreift sie! Entwaffnet sie! Macht sie unschädlich! Aber tötet sie nicht! Die beiden möchte das Höllenschwert haben!«

Sämtliche Unterdämonen warfen sich uns entgegen. Es waren viele. Etwa zehn. Mit der superflachen Weihwasserpistole in der linken Hand, den Diamondback in der rechten, erwartete ich die Angreifer.

Als sie nahe genug heran waren, drückte ich ab. Einige Schwarzblütler waren im Begriff, sich in Geier zu verwandeln. Die andern behielten ihre menschliche Gestalt bei.

Auch Mr. Silvers Diamondback krachte. Halb verwandelte Geier brachen zusammen. Das geweihte Silber zerstörte sie.

Ich holte einen Höllenvogel mit einem Weihwasserstrahl aus der Luft herunter. Das Tier flatterte entsetzt. Da, wo ihn das geweihte Wasser getroffen hatte, verlor der Geier sein Gefieder. Das Weihwasser fraß sich in seinen schwarzen Leib.

Er prallte gegen mich. Ich stieß ihn von mir. Er überschlug sich in der Luft, fiel auf den Boden und verendete.

Der nächste Schwarzblütler griff mich von hinten an. Es gelang ihm, seine Arme um mich zu schlingen. Ich wollte seinen Griff sprengen, war jedoch nicht kräftig genug.

Er riß mich hoch und drehte sich mit mir. Ein Geier fegte auf uns zu. Die krallenbewehrten Fänge waren mir entgegengestreckt.

»Silver!« brüllte ich, und der Ex-Dämon bewies, daß er ohne Verzögerung reagieren konnte. Ein Schuß peitschte. Der Geier wurde von der Silberkugel aus der Flugbahn gestoßen und war erledigt.

Silver hetzte heran. Er setzte dem Schwarzblütler, der mich immer noch umklammerte, seinen Colt an den Kopf und zog durch.

Ich war wieder frei. Schießend, schlagend und stoßend kämpfte ich mich bis zum Ende der Steintreppe vor.

Ammorgh wollte nicht mehr warten. Sein Höllenschwert sollte die grausige Arbeit tun. Er hob die Waffe.

Ich streckte einen Geier mit einem Weihwasserstrahl nieder, schob die Pistole dann blitzschnell in meinen Gürtel und zielte im Beidhandanschlag auf Ammorgh.

Der Geierdämon holte kraftvoll aus. Mir stockte der Atem. Ammorgh war zum Großteil von Kate Gregory verdeckt.

Und ich mußte einen hundertprozentigen Treffer erzielen, sonst war das Mädchen, das sterben wollte, wirklich verloren.

Meine Hand zitterte. Ich zwang mich zu höchster Konzentration, und als Ammorgh zuschlug, drückte ich ab.

Die Kugel traf ihn, vernichtete ihn jedoch nicht. Sie erwischte ihn nur an der Schulter, aber das reichte.

Er brüllte markerschütternd auf. Das geweihte Silber riß ihn herum. Das Höllenschwert entglitt seinen Händen, fiel auf die Stufen und schlitterte über diese zu mir herunter.

Dicht vor meinen Füßen blieb es liegen. Ich gebe es ehrlich zu, ich hatte nicht den Mut, es an mich zu nehmen. Ich wußte, daß meine Willenskraft nicht ausreichte, um mir das Höllenschwert Untertan zu machen. Man muß seine Grenzen kennen.

Mr. Silver eilte herbei. Noch stand nicht fest, daß er es schaffen würde, über das Höllenschwert zu herrschen. Es konnte sich auch gegen ihn richten und ihn töten, aber er war bereit, dieses Risiko einzugehen.

Ohne zu zögern packte er zu. Hart und entschlossen nahm er die starke Waffe an sich.

Oben sprang Ammorgh mit einem wilden Schrei in die Luft. In Gedankenschnelle verwandelte er sich, wurde zum Höllengeier, der sich auf uns herabstürzte. Er wollte sich sein Schwert wiederholen.

Ich starrte Mr. Silver an. Von den Unterdämonen wagte es keiner mehr, uns anzugreifen. Alle warteten ab. Würde Mr. Silver dem Höllenschwert seinen Willen aufzwingen können?

Ich sah, wie sehr sich der Ex-Dämon anstrengte. Seine geistige Kraft kämpfte gegen die des Schwerts. Wenn er verlor, mußte er sterben. Dicke Schweißperlen glänzten auf Mr. Silvers Stirn.

Hart traten die Muskeln an seinem Hals hervor. An seiner Schläfe zuckte eine Ader. Die Spannung wurde mir unerträglich.

Ich vergaß darüber beinahe Ammorgh, der wie ein mächtiger alles verschlingender schwarzer Schatten auf uns niedersauste.

Ich riß mich von Mr. Silver los, wandte mich Ammorgh zu, doch nicht schnell genug. Sein Flügel traf mich hart, warf mich weit zurück und zu Boden.

Ich sprang sofort wieder auf und wollte meinen Diamondback abfeuern, doch in diesem Moment erreichte Ammorgh den Ex-Dämon.

Wenn ich abgedrückt hätte, hätte Gefahr bestanden, daß ich Mr. Silver getroffen hätte. Ich mußte warten.

Der Hüne mit den Silberhaaren wich dem Höllengeier aus. Er schwang das Höllenschwert hoch, und mein Herz machte einen Freudensprung, denn die Waffe gehorchte meinem Freund.

Waagrecht zog Mr. Silver das Schwert durch die Luft. Getroffen kreischte der Geier auf. Der Ex-Dämon schlug sofort noch einmal zu. Er hieb dem Höllengeier ein Kreuz in die Brust.

Ammorgh krächzte und peitschte die Luft mit seinen gewaltigen Schwingen. Er schlug mit seinen gefährlichen Fängen nach Mr. Silver, doch dieser brachte sich davor geschickt in Sicherheit und rammte dem Geierdämon die Klinge genau in den Leib, wo sich die Linien des Kreuzes schnitten.

Dieser Treffer vernichtete den Höllengeier, er löste sich auf, Federn wirbelten wie eine schwarze Wolke hoch, kreiselten durch den Raum und wurden zu einem gewaltigen Orkan, der alles, was schwarzen Ursprungs war, mit sich fortriß.

Kein einziger Unterdämon blieb zurück. Der vernichtete Höllengeier nahm sie alle mit in die ewige Verdammnis, während Mr. Silver mich ansah und entgeistert sagte: »Ich hab’s geschafft, Tony! Ich kann es kaum fassen! Ich konnte das Höllenschwert bezwingen! Es gehört nun mir und wird mir gehorchen!«

»Herzlichen Glückwunsch, Silver«, sagte ich glücklich. »Ich hoffe, es wird dir sehr nützlich sein.«

»Das wird es, darauf kannst du dich verlassen«, sagte der Ex-Dämon zuversichtlich.

Wir eilten die Stufen hinauf und befreiten Doris Kelley und Susan Shawn. Da auch Calffo und Fycc verschwunden waren, lag Hollis Waxman erschöpft auf dem Boden.

»Es ist überstanden«, sagte Mr. Silver und half dem erledigten Mann auf die Beine.

Ich forderte Kate Gregory auf, sich zu erheben und reichte ihr die Tunika mit der sie ihre Blößen bedeckte. Mit Ammorghs Ende versiegte auch ihr Wunsch, durch das Höllenschwert den Tod zu finden.

Wir hatten mit dem schwarzen Unwesen auf Blackrock Hall gründlich aufgeräumt. Niemand brauchte mehr Angst vor diesem Schloß zu haben, und Morglanssie war nicht mehr länger eine gefährliche Menschenfalle. Niemand in diesem Dorf war mehr besessen, aber es würde wohl noch sehr lange dauern, bis die Menschen diesem Frieden trauten…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«
[2]Siehe
[3]Siehe
[4]Siehe Gespenster Krimi Nr. 453 »Wolfsmond«
[5]Siehe Tony Ballard Nr. 7 »Satans Bogenschütze«